

# Franz Josef I. Sindelfind

von Maria Theresia Wadsak.

## Der Arbeiter als Volksbeschützer, Dichter, Schriftsteller und Freiheitskämpfer

mit: Emil Hübner als Dichter von Alexander Baumgartner. Entstehung der Religionen — Der Hochmut als Förderer der Weltrevolution — Erlebnisse in Rußland und Galizien. — Ehre dem Bauernstande. — Das Verhängnis. — Eine Kriegserinnerung. — Ein Kriegsbild. — Die Kettenhändler. — Wilson. — Der Grund der Vermehrung. — Das größte Opfer. Arm und reich. — Der Bauer und der Handwerksmann. — An das Gewissen der Gewissenlosen. — An die Treuen. — Die Nacht, von Emil Hübner, mit einem Vorwort von Franz Kappl.

I. Auflage. —

Preis Mk 10.—

Verlagsgenossenschaft „Neue Erde“  
Wien, VII., Mariahilferstraße 74a, III/19.

Selbstverlag, Wien, IX./2, P. 18. — Druck von J. N. Bernay.

Kultursozialistischer Arbeiter-  
und Bauernbund Österreichs.

Secretariat

Wien, IX. Borschkegasse 18.



## Vorwort.

In diesem Büchlein folgt die schlichte Erzählung eines außerehelichen Kindes des verstorbenen Kaisers von Österreich und Apostolischen Königs von Ungarn usw. Franz Josef I., Maria Theresia Wadsat geborene Kappl.

Nicht dem Verstorbenen soll es übel bemerkt werden, daß er den weiblichen Reizen der Senderinnen bei seinen Jagden nicht widerstehen konnte und so vielleicht der Vater von mehr als einem Duzend Kinder wurde, sondern die Nachsichtigkeit einer auf Heuchelei, Betrug und Kerker aufgebauten Gesellschaftsordnung soll der Nachwelt aufgezeigt werden. Wäre die Kindesmutter als Begleiterin des Kindes erniedrigt worden, so wäre sie zu einer Mindeststrafe von sechs Monaten Kerker von dem, vom Kaiser ernannten Richtern verurteilt worden. Hätte sie bei der Geburt gesagt, daß der Kaiser der Kindesvater sei, hätte ihr das Irrenhaus oder der Kerker wegen Majestätsbeleidigung geblüht. Und so mußte die Bedauernswerte schweigen, bis sie ein bürgerlich-kapitalistisches-monarchistisches Strafgesetz aus Not und Verzweiflung zur nichternierten Verbrecherin gemacht, die den Sanktionierer des Gesetzes zum einmächtigen Liebhaber gehabt hatte. Hätte sie ein sogenanntes Verbrechen am feindlichen Leben begangen: Kerker wäre die bürgerliche Sühne, Achtung und Verdammung des „Schlampens“ hätte eine hohe Geistlich-

keit über sie ausgesprochen und der Träger der Krone dieser Gesellschaftsordnung hätte sie vor nichts geschützt.

Man glaube nicht, daß es anders geworden sei. Dieselbe bürgerliche Gesellschaft bezeichnet Fehltritte von Proletariern immer als Charakterlosigkeiten, während sie dieselben Dinge aus ihren Reihen mit einem Lächeln als Seitensprünge abtut. Man glaube nicht an die nichts-nutzige Heuchelei der Jesuiten von der Unmoral der „Habsburger“, sondern man glaube an die Unmoral des Papsttums, an die ganze Pfaffenunmoral aller Bekenntnisse, angefangen beim Kirchenkonzil (Versammlung der Bischöfe) im Jahre 325 n. Ch. in Nicäa unter dem Voritze des heidnischen römischen Kaisers Konstantin, der sich aus geschäftlichen Gründen taufen ließ.

Als konsequenter Gegner des monarchischen Regierungssystems, soll hier meine Ansicht unvergänglich niedergeschrieben sein, daß die jeweiligen Monarchen der ganzen Erde nur die vorgeschobenen Strohänner, träge, denkfaule Werkzeuge, mit Ausnahme des Kaisers Josef II. von 1764 bis 1790, des römischen Imperiums waren und daß kein Gott, sondern der gerechte Zorn der Soldaten und tyrannisierten Völker, den Sturz der Strohänner des Kapitalismus und Klerikalismus herbeigeführt hat, dem der Sturz des die ganze Menschheit entmoralisierenden Papsttums unvermeidlich folgen muß.

Welches Urteil immer die Leser über mich fällen mögen, so will ich doch für immerwährende Zeiten als Kind der Liebe von Dienstboten, daher materiell Entgüteter, daran festhalten, daß Karl Habsburg ein Opfer der im Dienste des Klerikalismus stehenden Parmafamilie wurde und daß es nichts als menschliche Schwäche war und ist, daß er den Krallen der weiblichen Furien nicht zu entkommen vermag. Nicht in ihm, sondern in seiner militaristisch-klerikalen Umgebung sind die Volksfeinde zu suchen.

Über Emil Hübnert habe ich zu sagen: Er ist das geborene Sicherheitsorgan in einem modernen Volksstaat. Nicht nach Erfolgen oder Ansehen durstet seine Seele, sondern nach Aufklärung und Veredelung der Menschheit überhaupt. Nach Aufklärung vor allem, daß es in einem angeblich demokratischen Staatswesen nicht zweierlei Menschen geben kann: eine Gattung, die gar nichts arbeitet, dafür aber um so üppiger lebt und eine Gattung, die viel und sogar übermenschlich arbeitet und an allen physischen, rechtlichen und kulturellen Gütern — darbt.

Mit diesen Worten übergebe ich das Büchlein meinen Mitbrüdern und Schwestern nicht zum gedankenlosen Durchlesen, sondern zum Studium Zeile für Zeile, Wort für Wort, in der Hoffnung, daß es die weiteste Verbreitung finden und Licht bringen werde in die vom Klerikalismus umgürteten Höhlen der menschlichen, leider noch geistigen Finsternis.

Wien, am 14. Juli 1920.

Franz Rappi.

## Hübner als Dichter.

Freie Menschen, freie Taten  
Werden nur die Welt bereichern  
Und ein Geist vom Herz beraten,  
Wird um Gunst nicht händisch wedeln!

Freie Männer, freie Worte  
Können manche nicht vertragen;  
Jene, die am dunklen Orte  
Fürchten gar so sehr das T a g e n !

L a n g s a m tags auf allen Seiten,  
Aufgeschwecht die Raben fliegen,  
Denn sonst könnten sie vorzeiten  
Gar den S o n n e n s t i c h noch kriegen!

S o n n e n f r e u n d e gibts nicht viele,  
Wenn's zu sein auch manche s c h e i n e n,  
Die beim e i g e n n ü t z ' g e n Ziele  
Falsche Schmerzenstränen weinen.

Aber wer mit kühnem Wesen  
Schlicht aus deutschem Herzen spricht,  
Dem kann man die W a h r h e i t lesen  
Von dem off'nen Angesicht!

O f f e n ist des Dichters Handeln  
Alles andre ist ihm gleich. —  
I n d e m L i c h t d e r W a h r h e i t wandeln,  
M a c h t s e i n L e b e n s c h ö n u n d r e i c h !

Alexander Baumann.

## I. Abschnitt.

### Die Wirklichkeit eines Findelkinds.

(Von der nichtlegitimen Tochter Franz Josef I., Julie Maria Stiegmaier.)

#### Der Findling.

Ich bin keine Dichterin, aber das, was ich hier niederschreibe, beruht auf Wahrheit und möchte wünschen, daß es dereinst der Nachwelt überliefert werde.

Im Jahre 1864 im Mai wurde ich in einer Nacht um 10 Uhr von meiner Mutter weggelegt. Was es heißt, ein Findling zu sein, kann nur derjenige begreifen, den das Loos selbst getroffen hat. Alle Nachforschungen blieben erfolglos, es wurden zwar verschiedene Personen verhaftet, doch mußten sie wegen Mangel an Beweisen wieder freigelassen werden. Ich kam in verschiedene Hände, wie es gewöhnlich bei solchen Kindern geht, bis schließlich eine sehr arme, aber brave Näherin mit ihrer Tochter Toni Merck sich meiner annahm und mich nach ihren Kräften pflegte. Nach ungefähr einem halben Jahre wurde ich gekauft, da man nicht wußte, ob ich gekauft sei. Und der gute alte Pater Prior des Stiftes Admont gab mir den Namen Maria Theresia Stiegmaier.

Von der Gemeinde wurde der Pflegemutter zwar eine Unterstützung zugesagt, aber leider blieb es nur bei dem Versprechen (wie gewöhnlich bei dieser freiheitlich-liberalen Bürgersippschaft. Die Red.). Im Jahre 1865 kam durch Brandlegung Feuer aus und äscherte bei 20 Häuser ein; auch das Stift mit der schönen Kirche wurden teilweise zerstört.

Meine Pflegemutter, eine schon nahezu 70jährige Frau, die nichts retten konnte als mich, kam dadurch mit ihrer Tochter in die bitterste Notlage, zudem, daß ihre Tochter Toni infolge des Schreckens einen Lungenriß bekam. Bei den sogenannten Brandschadenvteilungen fielen meine Eltern meistens durch, bis der oben erwähnte Pater Prior, ein alter, ehrwürdiger Priester und echter Tiroler, namens Pater Moriz v. Angelis, sich für sie verwendete und bei der letzten Verteilung es dem damaligen Bezirkshauptmann von Liezen, Ritter Voro

von Oldenburg vorlegte, zugleich auch des Findelkindes Erwähnung tat, was den Herrn Bezirkshauptmann in Erstaunen versetzte. Er versprach auch, sein Möglichstes zu tun.

Es vergingen Monate, als eines Tages unermutet in Begleitung des Herrn B. H. der k. u. k. Adjutant Sr. Majestät aus Wien in Admont erschien und sich um den Schaden erkundigte, sowie auch um die Entstehungsursache des Brandes. Pater Moritz von Angelis benützte die Gelegenheit und erwähnte auch meiner Pflegemutter und der Kindesweglegung. Der Herr Adjutant verlangte mich zu sehen, was ihm gewährt wurde. Er ließ sich alles erzählen, notierte sich alles und fuhr wieder nach Wien. Nach 3 Monaten kam er wieder. In Gegenwart des Bürgermeisters und einiger Herren übergab er eine Summe von 200 Gulden mit dem Bemerkten: für den Findling einstweilen, entweder es der Pflegemutter als Unterstützungsbeitrag zu geben oder gewinnbringend anzulegen.

Das Geld kam in unrechte Hände, meine arme Pflegemutter bekam nichts davon. Sie war eine zu ehrliche und einfältige Person, um sich wehren zu können und so mußte sie mich ohne jegliche Unterstützung in Not und Kummer aufziehen. Der Herr Prior bedauerte uns oft, gab von Zeit zu Zeit kleine Geldspenden, die aber angesichts der großen Not das Elend nicht viel mildern konnten; ich war klein und schwächlich infolge schlechter Ernährung, aber doch sonst lebensfähig. Und so ging es fort bis zu meinem 6. Lebensjahre.

### Meine Schuljahre.

Bevor ich den Lesern meine Leiden und Freuden meiner Schulzeit vor Augen führe, muß ich sie mit meinem Charakter bekanntmachen.

Ich war sozusagen eine zweite Berliner Ränge, voll Lebenslust und Schelmenstreiche ohne jedoch jemanden zu schaden. Trotz meiner Armut und Entbehrung war ich furchtbar ehrgeizig; ich wollte etwas sein und werden. In den ersten Klassen war ich auch immer die erste, die Lehrer staunten über meine rasche Auffassungsgabe. Mit 6 Jahren sagte ich bei der ersten Schulprüfung, die in Gegenwart des ganzen Konvents und des Bezirkshauptmannes vorgenommen wurde, die Genealogie des regierenden Kaiserhauses auf. (Kein Wunder als Kind des Kaisers. Die Red.) Man sagte, aus meinen Augen sprühen Funken, (ich weiß es nicht). Ich widmete mich besonders der Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde, sowie auch der Sternenkunde brachte ich meine kindliche Aufmerksamkeit dar; Puppenspiel und andere Kinderspiele achtete ich nicht, hatte eben keine Freude an solchen blöden Dingen. Wenn ich mich heimlich fortzuschleichen konnte, saß ich oft halbe Tage bei dem alten Tiroler Pater Prior oder in der großen Stiftsbibliothek hinter einem Vorhang von schwerem Samt bei den Büchern.

Pater Prior gab mir Unterricht in Latein und Theologie, kurz mein Anfang versprach sehr viel.

Da trat in meinen Lebensweg ein Mensch ein, und zwar auch ein Geistlicher, zertrat meine schönsten Hoffnungen wie man unbarmherzig, roh und brutal eine Blume zertritt. Pater Prior wurde seines Amtes infolge seines hohen Alters enthoben, und an seine Stelle trat ein gewisser P. Othmar Berger als Prior, Schulkatechet und Bundesvorsteher der Jungfrauenvereine, kurz und gut das regierende Faktotum des Stiftes Admont. Auf seinen Befehl mußte sich alles beugen.

Um den geehrten Lesern ein getreues Bild von dem betreffenden Katecheten zu entwerfen, muß ich mir einen fanatisch gesinnten Jesuiten (diesen Namen hat sich ein Judasorden beigelegt. Die Red.) zum Vorbild nehmen. Seine Gestalt war hager, seine Gesichtsfarbe mehr gelb, besonders wenn er in Zorn geriet, was nicht selten der Fall war und wo er dann immer bemerkte, es sei ein heiliger Zorn. Bei ihm konnte man mit Recht die Stelle eines schönen Gedichtes anwenden, das da lautet:

Denn, was er sinnt ist Schrecken!  
Was er blickt ist Wut!  
Was er schreibt ist Geißel,  
Und was er spricht ist — Blut!

Also von dem lieben alten Herrn Pater Moritz das gerade Gegenteil. Gegen vornehme Reiche war er die schleichende Unterwürfigkeit selbst. Doch gegen Arme: da zuckte um seinen festgeschlossenen Mund ein finsterner, feindseliger Haß. Wir Kinder liebten ihn nicht, wohl aber fürchteten wir ihn, denn er hielt alle, selbst die Lehrer in einem hypnotisierenden Bann.

Ich lernte auch in der Religionsstunde gut, war immer vorwärts, was dem Herrn nicht behagte. Immer hatte er etwas zu tadeln, zu nörgeln und zu strafen, besonders gerne gab er Fasttage, als Zübuße für mich, zu meinen 365 Halbfasttage, da doch vom Sattessen zu Hause nie eine Rede sein konnte. Dies ließ ich mir eine lange Zeit hindurch gefallen, ich war ja erst eine III.-Klasserin und unser drei Mädchen waren es, auf die er es abgesehen hatte. Besonders ich mußte den Sündenbock oft für die ganze Gemeinde abgeben, wenn sogenannte ordentliche, gebildete Kinder ein Gaunerstück verübten, da war das Findelkind, der Gemeindefraß, schuld an allem. —

Eines Tages wurde ein armer Knabe (Fridolin Hollinger), weil er sein beim Ministrieren verdientes Geld gestohlen hat, das ihm auf sein inniges Bitten vom Pater Othmar nicht zurückgegeben wurde, auf Befehl Othmars auf eine Bank geschickt. Der Laienbruder Frt. Sylvester mußte den Knaben mit einer Geißel, woran Bleiknöpfe befestigt waren, solange

schlagen, bis der ganze Körper mit Blut und Hautseken bedeckt war. Mit verschränkten Armen und ohne mit einer Wimper zu zucken, sah Pater Othmar dieser fürchterlichen Prozedur zu. Meine Pflegemutter, die Toni, wie ich sie fortan nennen will, war Zeugin dieser unmenschlichen Behandlung. Sie wurde ohnmächtig. Als sie ihn ob dieser Unmenschlichkeit zur Rede stellte, wies er ihr die Tür mit dem Bemerkten: „Das geht Sie nichts an!“ Der Knabe war nach zwei Tagen eine Leiche.

Bestraft wurde Pater Othmar für diese Untat nicht, denn auch das Gericht in Liezen wollte sich mit ihm nicht überwerfen. Der tiefgebeugten Mutter, die durch die Bestialität eines Verkünders der Nächstenliebe ihr Kind auf so tragische Art verloren hat, gab man zur Antwort: „Vor den Klostermauern hört das Gesetz auf.“

Ich kam mehr und mehr zum Verstand und sah und hörte so viel, daß ich schließlich keine Achtung mehr vor unseren Geistlichen hatte. Nur drei Priester waren ausgenommen: der alte Pater Urban, Kreisdechant, ein gebürtiger Tiroler, der alte Prälat Pater Zeno Müller, und der bereits 80jährige Pater Moritz von Angelis, welcher unter strengster Klausur war, während die beiden anderen Herren als Nullen galten und nichts zu reden hatten.

Diese Erfahrungen wirkten auf mich so, daß ich störrisch, böse und widerspenstig wurde. Nur wenn ich heimlich durch einen unterirdischen Gang die Klausur durchbrechen und ins Kloster gelangen konnte, war ich selig. Ich erzählte dem Pater Angelis meine kleinen Leiden und er verstand mich auch, als ich ihm sagte, wie es Pater Othmar treibt. Da sagte er zu mir: „Kind! Lasse ihn gehen, er ist halt ein J u d a s-Bruder!“

Eines Tages weilte ich wieder beim alten Pater Prior. Und als ich am Rückweg über den langen Kreuzgang ging, begegnete mir, o weh — der Herr Katechet. Ich sah mein Schicksal besiegelt. Furchtbar entstellte er sein Gesicht und wügend wie eine Katze saugte er mich an, wo ich gewesen sei. Ich sah ihn furchtlos an und sagte voll Stolz: „Beim Pater Prior!“ „Sooo — — na warte, du Gemeindefraß!“ war seine Antwort. Ich lief davon, er hinter mir nach. Doch ich war schneller als er und schon wollte ich beim großen eisernen Gitter hinausstürmen, als ich dem Herrn Prälaten in die Arme lief. Beschämt blieb ich stehen. Tränen des Zornes flossen aus meinen Augen.

„Nun, nun, was ist denn geschehen?“ frug der Herr Prälat. Und schon stand Pater Othmar hinter mir mit süßlichem Lächeln und sagte, ich sei wider das Verbot im Kloster herumgelaufen. Ich sah den Prälaten an, dann den Prior. Das war eine Lüge! Ja, und lügen darf ein Geistlicher nicht. Der Herr Prälat hatte die Sache sofort heraus und sagte zu mir gewendet: „Nun sage es aufrichtig, wo du warst und was du gemacht hast.“ Ich sah ihn an und sagte: „Ich wollte zum

Pater v. Angelis, weil er mich in Theologie und Sternenkunde unterrichtet.“ „Ah ha, so ist es. Nun das ist ja ganz schön, wenn du fleißig lernst und wirklich Lust zum Studieren hast; nur darf man nicht ungehorsam sein, die Klausur nicht brechen, denn Frauenzimmer (Kinder) dürfen ins Kloster nicht hinein. Und jetzt geh' ruhig nach Hause,“ sagte der Prälat. Ich küßte ihm die Hand und warf dem wie eine Statue daneben stehenden Pater Othmar einen finsternen Blick zu und entfernte mich.

Zu Hause erzählte ich alles der sogenannten Großmutter und auch der Toni, die sagte: „Jetzt ist es gefehlt, der arme alte Herr wird nichts gutes mehr haben.“ Und wirklich ist das Sprichwort wahr: Die Rache eines Geistlichen schleicht im Finstern! Der alte Herr wurde dort weggegeben, in einem kleinen vergifteten Gemach neben der Bibliothek untergebracht und als Wächter ein junger Kleriker aufgestellt.

Wir alle weinten zusammen und von dieser Stunde an haßten wir Othmar als unseren grimmigsten Feind und taten ihm alles, was wir nur konnten zum Trost. Wir machten es aber nicht besser. Pater Othmar war nebst vielen Stellen, die er durch seine Scheinheiligkeit sich erschlichen hatte, auch Musikdirektor. Auch seine beiden Brüder Pater Marian und Viktorin waren musikalisch. Aber auch diese liebten ihn nicht und wichen ihm aus, wo sie nur konnten. Desto eifriger suchten ihn seine Klassenhasen auf, um ihm alle Neuigkeiten des Marktes zuzutragen, wofür sie eine Semmel (welch seliges Andenken! Der Schriftl.) und ein Glas Wein, oft sogar ein Essen oder gar einen Rosenkranz bekamen. Meine Ausbildung als Chorsängerin ließ Pater Othmar aus reiner Bosheit nicht zu, trotz der angeblich schönen Sopranstimme, die ich hatte.

Wieder war ein Jahr verflossen und zwar das letzte Schuljahr, wo unser drei Mädchen austraten. Das Dankamt wurde abgehalten und zum Schlusse wurde Maria-Hilf gesungen. Da plötzlich blieb die Sängerin, die Tochter des ersten Schultates, stecken und es trat eine ziemliche Stille ein. Ich trat vor, um weiterzusingen. Kaum war ich zu Ende, als mich eine gewaltige Hand erfaßte und mir ins Ohr rief: „Marsch hinaus aus dem Gotteshaus!“ Leichenblaß sank ich ohnmächtig zu Boden und ohne zu wissen, wie lange ich dort gelegen sein mochte, erwachte ich zu Hause in meinem Bett. Die Pflegegroßmutter stand bei mir und fragte teilnahmsvoll, was es gegeben habe. In den ersten Minuten konnte ich mich an nichts erinnern und erst nach einiger Zeit machte ein Strom von Tränen mein Herz leichter.

Also überall derselbe Pater, derselbe Verkünder der Nächstenliebe, derselbe Nachfolger Jesus Christus steht mir im Weg! Ist mein Verderben! Was hatte ich verschuldet?

Ich stand auf, kleidete mich an und ging in den Klostergarten, wo ich mich unter eine alte Eiche setzte und die Geschichte „Frankreichs Lilien“ las, als ich plötzlich ein Geräusch

vernahm. Hinter mir stand der alte P. Prior. Ich stürzte ihm zu Füßen. Er hob mich auf und sagte: Gehe schnell von hier, denn man darf mich mit dir nicht sehen. Zur größten Freude gab er mir an meine Pflegeeltern einen Brief mit. In diesem ward die Mutter gebeten, am nächsten Tage zur gleichen Stunde in den Klostergarten zu kommen, da ihr P. Prior etwas mitzuteilen habe.

Die Mutter tat wie ihr beschieden; sie ging in den Klostergarten und bald kam auch der alte Herr. Aber wie aus dem Hohen gewachsen stand P. Othmar neben ihm. Die beiden Alten erschrakten und P. Othmar höhnte: Oh, was sehe ich, eine verbotene Zusammenkunft? Das war meiner Pflegemutter zuviel und entrüstet fuhr sie auf. Zum ersten Male donnerte sie ihm die Worte ins Gesicht: „Sie sind kein Priester, sondern ein Schleicher!“

Der alte Herr wollte sich entfernen, doch ein gebietendes Galt von seiten Othmars hielt ihn zurück. Othmar stellte den ehrwürdigen achtzigjährigen Greis zur Rede, daß er mir heimlich Unterricht in verschiedenen Lehrfächern gäbe, die für ein so armes, schlechtes Gemeindegeld nicht taugen. Da richtete sich der Greis auf und sagte: Wissen Sie, ehrwürdiger Bruder in Christo, daß die Stiegmaier wirklich nur ein armes schlechtes Gemeindegeld ist? Ja, antwortete Othmar, denn von besseren Leuten ist sie nicht, denn sie ist wahrscheinlich von umherziehendem „Volk“ weggelegt, darum auch ihre Bösartigkeit.

Da sind Sie selbst schuld, antwortete P. Moritz, denn sie hat gute Talente, auch ihr Wille ist gut und nur die fortwährende Unterdrückung und Verhöhnung über ihre Armut macht sie so; und ich kann Ihnen noch das eine sagen: sie ist nicht so unscheinbar wie Sie glauben, gebe es Gott, daß einmal alles an den Tag kommt... Mit diesen Worten entfernte sich der Greis.

Ganz erregt kam die Mutter nach Hause und erzählte uns von dem Ereignis. Sie sagte, sie kenne sich nicht aus, es müsse etwas mit mir sein, der alte P. Prior müsse etwas wissen, dabei den Wunsch äußernd, wenn sie nur leichter zu ihm kommen könnte.

Eines Tages wurde die Toni in die Gemeindegeldkanzlei gerufen, wo ihr gesagt wurde, daß vom Stift eine Summe Geldes für ein vierzehnjähriges Mädchen gegeben werde, welches Talente besitzt, um in eine Erziehungsanstalt gegeben werden zu können; sie müsse den Taufschein und das Schulzeugnis zum Hochw. Herrn Prälaten bringen.

O diese Freude für mich! Ich wollte ja so fleißig lernen und wirklich brav sein. Nur fort, fort wollte ich. Städte und Menschen wollte ich kennen lernen. Alles ging gut. Der Herr

Prälat nahm uns freundlich auf, P. Othmar war gerade verreist. Gott sei Dank, nur früher fort. Nur fort wollte ich als weggelegtes Kind, um alle meine Brüder und Schwestern in der Welt kennen zu lernen.

Alles war bereit. Und da: O gräßliches Verhängnis! Pater Othmar war zurückgekehrt und hatte von der Absicht, mich in eine Mädchenerziehungsanstalt zu geben, erfahren. Sofort wurde ein anderes Mädchen, das noch dazu skrofulos war, dorthin gegeben, und zwar wie wir vermuteten, mit meinem Gelde (200 fl.), das für mich im Stifte Admont angelegt war. Ich war der Verzweiflung nahe; weinte und gebärdete mich wie toll. Ich wollte ihm sogar auflauern (so wie töricht!) und da in meinem größten Schmerz klopfte es an der Tür und herein trat — Pater Moritz.

Wir alle vergaßen unser Elend. Er aber sagte, er müsse gleich wieder fort, nur habe er gehört, daß die Stiegmaier nicht fortkomme und so sehe er sich veranlaßt, sobald als möglich dem Herrn Bezirkshauptmann zu schreiben, denn das Mädel sei aus besserem Stamme. Nur habe er, Pater Moritz v. Angelis, versprochen, bis zu ihrem 18. Lebensjahre zu schweigen. Da er aber immer sehr kränklich sei und die Sache so stehe, daß er nicht sicher sei vom Tode, möchte er die Sache früher ins Reine bringen. Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ uns erstaunt und verblüfft zurück.

Acht Tage vergingen als die Sterbeglocke den Abschied des guten alten Herrn P. M. von Angelis verkündete. Also jetzt wird das Geheimnis zu Grabe getragen.

Monate kamen und vergingen und ich wurde 20 Jahre alt. Da kam eines Tages eine alte, bäuerlich, aber nett und rein gekleidete Frau zu uns und fragte nach meiner Pflegemutter. Als meine Pflegemutter sich vorstellte, fiel die Person auf die Knie und sagte: „Ich bin die Mutter Ihrer Ziehtochter, ich habe das Kind weggelegt, weil ich mir in der furchtbaren Not nicht mehr anders zu helfen wußte.“ Ich war erstaunt, betrachtete sie feindselig, ohne etwas sagen zu können.

Meine Pflegemutter ging mit ihr in die Gemeindegeldkanzlei, um dort die Sache dem Bürgermeister zu erzählen. Dieser fand keinen Grund zu einer gerichtlichen Anzeige vor, da die Sache bereits verjährt erschien. Und so kamen beide wieder zurück. Wir fragten, wer mein Vater sei, worauf sie nur sagte, er heiße Franz Josef und sei in Eisenerz. Dann ging sie wieder fort.

Also kannte ich meine Mutter. Eine bittere Enttäuschung. Wer war mein Vater, wie und wo die hohe Abstammung? Schwamm darüber, dachten wir uns. Ich ging in einen Dienst. Nach einem Jahr starb meine sogenannte Großmutter und so blieb mir nur noch die Toni. Im Jahre 1896 starb auch diese,

nachdem wir noch vorher einigemal die Wohnung gewechselt hatten und so stand ich ganz allein, ohne Vermögen, ohne zu wissen, wo sich meine wirkliche Mutter aufhielt.

Meine Gedanken richteten sich nun nach Eisenez, um dort den Vater zu suchen. Alles Fragen schien vergebens. Endlich kam ich durch Zufall in daselbe Haus, wo mein angeblicher Vater wohnte. Auf meinen Gruß und die Ansprache als Vater lachte er und sagte: Ja, meine Liebe, ich weiß's nicht, ob ich's bin. Also wieder vor einem Rässel.

Er hieß mich bleiben und ich blieb 14 Tage. Seine großen Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, behandelten mich grob und waren sehr stolz. Als ich wieder fortgehen wollte, sagte er: Ja, du mußt noch warten, ich habe um deine Mutter geschickt. Sie kam wirklich und als ich schon schlief, erwachte ich infolge eines heftigen Wortwechsels. Meine Mutter verlangte stürmisch das Granatenhalsband samt dem Medaillon, indem sie sagte: Das gehört der Julie (hier muß ich bemerken, daß ich vor der Weglegung schon getauft war und zweimal den Namen Maria erhielt), damit sie weiß, wer ihr Vater war, verstanden! — Ja, da hast was davon, von dem laufigen Halsband, war die Antwort dieses Mannes, der mein Vater sein sollte....

Ich horchte gespannt auf. Lange dauerte der Wortwechsel. Am Morgen kam meine Mutter in die Kammer, setzte sich zu mir und sagte vor Schmerz gebeugt und weinend: „Meine liebe Julie, du mußt wieder fortgehen. Aber schau, das nimmst du mit.“ Mit diesen Worten übergab sie mir eine viersträngige Granatenschnur, wunderschön, daran ein kleines Medaillon mit Edelsteinen besetzt, in der Mitte ein eingraviertes „F“.

Das Geschenk machte mir große Freude und gerührt dankte ich meiner Mutter. Auf meine Frage, von wem sie die kostbaren Dinge erhalten habe, teilte sie mir mit, daß die Perlschnur von ihrer Mutter stamme, die eine schöne Tirolerin gewesen sei, während sie das Medaillon von einem „hohen“ Herren, der auf der Jagd gewesen sei, erhalten habe.

Meine Mutter war verstimmt und wortkarg und es gelang mir nicht, noch irgend etwas aus ihr herauszubringen. Sie ging fort und auch ich packte meine sieben Zwickchen zusammen und machte mich reisefertig. Die Tochter meines angeblichen Vaters war sehr böse und schimpfte in einem fort. Auf ihr Geheiß ging ich noch in den Stall und als ich zurückkam, war die Tochter Eva nicht mehr da. Eine weitere fürchterliche Enttäuschung sollte mir nicht erspart werden.

Als ich unterwegs von Neugierde geplagt den Bündel durchstöberte, war das Halsband samt Medaillon verschwunden. Ich ging wohl zurück, mußte aber fliehen, da man mich sonst geschlagen hätte. Der angebliche Vater samt den Kindern behaupteten, von nichts zu wissen. Von dieser Gegend nahm ich Abschied voll Schmerz über den so kostbaren Verlust, ohne Heimat, ohne Eltern in die Fremde.

## Der letzte Abschnitt meines Lebens.

Mein Weg ging nach Bad-Nussee und Ischl, wo ich mir gut verdiente. Nach Verlauf von fünf Jahren wollte ich meine Heimat, wenn man sie so nennen kann, wieder sehen. Doch da setzte mir das Schicksal die Krone auf. Und auch da dachte ich mir: mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Das Unglück schreitet schnell. Ich heiratete. Mein Mann wurde ein Trunkenbold und was ich da zu erdulden und zu leiden hatte, kann ich nicht mit Worten beschreiben. Es ist genug, wenn ich sage: Meine Tränen sind versiegt, mein Herz ist versteinert und ich selbst bin zur Menschenhasserin geworden, geworden durch Menschen, die sich Verkünder der Nächstenliebe, Diener der alleinseligmachenden r. k. Kirche nennen.

Meine Kinder, deren ich fünf hatte, starben alle. Das letzte, ein hübscher Knabe von zwölf Jahren, stürzte in Moos im Passeier in Tirol in seinem Berufe als Ziegenhirt vom Felsen. Was hatte ich da noch auszustehen, was hatte ich zu leiden, und was leide ich heute noch! Furchtbar! Ein zertrümmertes Frauenherz, das einst voll Liebe zur Natur, voll Liebe zur Wissenschaft, voll Mitleid mit scheinbar noch ärmeren Menschen war, bewegte sich wie ein Wrack noch unter diesen, einst herrschenden Gestalten, die sich freuen, einst wieder so mächtig zu werden, wie bis zum Jahre 1918.

Am liebsten möchte ich wohl an all das Erlebte nicht mehr denken, habe ich doch keinen Menschen, der mich tröstet, der versuchen würde, die klaffenden Wunden meiner Seele und meines Herzens zu heilen, den Schmerz mit mir zu teilen.

Doch die Zeit heilt alle Wunden, sagt ein altes Sprichwort. Ein sogenannter besserer Herr gab mir den Rat, mich direkt an die Kabinettskanzlei in Wien zu wenden wegen des im Stifte Admont erliegenden Geldes von fl. 200.

Bei meinem persönlichen Erscheinen in Wien wurde ich nicht vorgelassen, denn Se. Majestät hatte angeblich keine unversorgten Kinder. Da frug mich plötzlich ein Herr, was ich suche, Ich klagte ihm meine Not und er hieß mich mitgehen. Nach langer Wanderung kamen wir vor ein Haus mit der Aufschrift: „Deutsches Volksblatt“. Da wurde ich zu einem Herrn geführt, der mich sehen und erzählen ließ. Als ich zu Ende war, sagte er: „Bei Gott, das wäre etwas für uns, aber Sie sind nicht in unserem Wahlkreise.“

Vom „Deutschen Volksblatt“ wurde ich zum Herrn Abgeordneten Schöiswohl geschickt. Dieser ging, nachdem er mir zu einem Quartier und Essen verholten hatte, am anderen Tag in die Hofburg und ließ sich die Spendenbücher vom Jahre 1864 aufschlagen, jedoch ohne Ergebnis. Doch hätte ich damals das gewußt, was ich heute weiß, wäre die Sache wahrscheinlich

anders ausgefallen. Herr Schoiswohl als christlichsozialer Abgeordneter erreichte soviel, daß man mir 50 Kronen als Spende sandte.

Im Jahre 1907 kam mein angeblicher Vater zu uns nach Trofaiach und bat, wir möchten ihn doch behalten, da seine Söhne gestorben seien, seine Tochter Eva sich um ihn nicht kümmern, nachdem sie ihm alles weggenommen habe. Mein Mann, der sehr wenig verdiente, wurde grob und wies ihn kurzerhand ab.

Bevor er die Wohnung verließ, sagte er zu mir: „Nicht wahr, Julie, du bist böse auf mich wegen des Schmuckes, doch ich habe ihn nicht genommen, ich weiß nicht, wohin er gekommen ist. Aber da ich kenne, daß es nicht mehr lange mit mir dauert, möchte ich nicht ins Grab, bevor du nicht weißt, wer dein Vater ist. Deine Mutter Katharina Rappl war meine Schwester und wir beide und noch ein Bruder sind Kinder des verstorbenen Erzherzog Johann.“ Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Unsere Mutter war ein blendend schönes Tiroler Moidele, eine Verwandte des Tiroler Freiheitshelden Wirt an der Mahr. Im Jahre 1809 und 1810 wanderten viele Frauen und Mädchen aus nach Steiermark, kauften sich da an und so auch unsere Mutter. Ihre Schönheit stach dem vielverliebten Erzherzog in die Augen und so sind wir drei Kinder von ihm, ohne daß es je offenbar wurde, daß der hohe Herr sich so „erniedrigt“ habe, denn bei solchen Herren sagt man nicht viel, da das selbstverständliche Verirrungen sind.“

Und wer war mein Vater? frug ich gespannt. Gleich werde ich es dir sagen, erwiderte er. Deine Mutter, nämlich meine Schwester, war auch sehr schön und eine Sennerin auf der Alm. Es wurde eine Treibjagd abgehalten, wobei hohe Herren zusammengekommen sind; kurz und gut, meine Schwester kam von einem dieser Herren in die Hoffnung. Sie suchte mich auf und klagte mir ihr Mißgeschick. Da ich aber selbst schon verheiratet war und für Weib und Kind zu sorgen hatte, konnte und wollte ich sie nicht behalten. Ihr Schmerz und Kummer war fürchterlich, bitter hat sie gebüßt und gelitten. Was ich tun konnte, tat ich dennoch. Ich sah ihr heimlich um eine Wohnung um, in der sie bis zur Entbindung ruhig bleiben konnte.

Als ich sie fragte, wer der Jagdherr gewesen sei und wie er heiße, fing sie an zu weinen und sagte: „Nein. Nur das Medaillon hier betrachte; er heißt Franz, ist so wie du ein schöner Mann mit einem schönen Kaiserbart.“ Und als ich sie wieder besuchen wollte, sagten mir die Leute, daß sie bei Nacht und Nebel verschwunden sei.

Starr vor Erstaunen stand ich vor meinem angeblichen Vater, der nun mein Onkel war. Ich glaubte, er sei nicht normal. Auf meine Frage, ob sonst niemand von der Sache wisse, sagte er: Ja, der alte Leibjäger im Kammerhof in Eisenerz.

Nachdem ich von dem Erfahrenen meinem Manne Mitteilung gemacht hatte, nahm ich mein Kind und fuhr mit diesem

und Franz Stangl, wie ich meinen Onkel nun nennen will, nach Eisenerz in den Kammerhof zum Leibjäger. Als ich mich diesem vorgestellt hatte, betrachtete er mich verduzt. Auf meine Frage, ob es wahr sei, was mir der Franz Stangl erzählt, nickte er mit dem Kopfe und wies mit der Hand auf ein Bildnis unseres verstorbenen Kaisers, wörtlich hinzufügend: „Bist ihm wohl ganz gleich, ich hab's beinahe „gesehen“ damals, aber ich biß'enk, sagts nichts davon, es könnte meine Stelle kosten und wir, ich und mein Weib, sind schon alte Leute....“

Jetzt ging mir nicht nur ein Licht, sondern eine große Fackel auf. Ich erinnerte mich an die Reden des guten alten Vater Prior v. Angelis, an die Geldspende des k. u. k. Adjutanten. Darum war in den öffentlichen Spendenbüchern auch nichts verzeichnet. Alles, alles stimmte, die Wortkargheit meiner Mutter war nur auf deren Eingeschüchternheit zurückzuführen.

Mich hielt es nicht länger in Eisenerz. Im Gedanken, nun alle Hebel in Bewegung zu setzen, fuhr ich nach Ischl, weil gerade der ganze Hof sich dort aufhielt. Einem alten Brauch entsprechend, nahm ich einen Strauß Alpenblumen, darunter auch Edelweiß. Bis nahe zum Arbeitskabinett des Kaisers wurde ich gelassen, weiter nicht. Ich wurde abgewiesen und mußte unverrichteter Dinge wieder abreißen.

Indessen starb Franz Stangl sowie auch der alte Leibjäger in Eisenerz. Noch zweimal versuchte ich mein Glück, meinen Vater persönlich kennen zu lernen; jedesmal umsonst. Ein Herr von der Burg in Wien (ich glaube es war ein Geheimpolizist) sagte mir, ich solle die ganze Sache gehen lassen, man könne dem alten hohen Herrn das nicht antun, es wäre um seine Ruhe geschehen. Ja um die Ruhe solcher Herren waren die Polizisten kleinen und großen Ranges immer besorgt, aber nicht um die Rechte des Volkes, nicht um die Rechte verführter Mädchen.

Warum hätte der hohe Herr auch erschrecken sollen? Mußte er doch wissen, daß in seiner Monarchie, besonders in allen geordneten Staatswesen, jeder Bauernknecht gezwungen werden kann, seine Pflichten zu erfüllen. Aber zur Vertuschung solcher Abenteuer mußte ein Heer von Spitzeln und Polizisten aufgestellt werden, eine dicke Decke mußte über alles gebreitet werden, das Volk dürfte nicht wissen, daß Kaiser und Päpste Menschen sind von Menschenfleisch und Menschenblut, denen die Erbsünde Adams und Evas durch keine Wahrung und keine Salbung genommen werden kann.

Im Oktober 1916 drang auch die Kunde an mein Ohr, daß Se. Majestät ernstlich erkrankt sei. Bald darauf verkündeten die Kirchenglocken dessen Tod, ohne ihn je in Wirklichkeit gesehen oder gesprochen zu haben.

Noch gebe ich den Kampf um das natürliche Menschenrecht nicht auf. Noch lebe ich und mein Geist ist klar.

Am 22. Mai 1917 sprach ich in der Kabinettskanzlei beim Herrn Hofrat v. Lewicky in Wien vor. Dieser schien meinen Angaben keinen Glauben schenken zu wollen, hielt mich wahrscheinlich für eine Betrügerin oder für eine Verrückte. Dann aber sagte er, daß er wohl wisse, daß weiland Se. Majestät unlegitime Kinder habe, welche aber für sich versorgt seien.

Gewiß. Für eine Hofschauspielerin Schratz war immer Geld genug vorhanden; auch für andere Komödiantinnen. Aber meine Mutter war ein armes Mädchen, einfältig und verzagt. — Man versprach mir, etwas für mich zu tun. Nach drei qualvollen Monaten des bittersten Elends dieser feueren Zeit fandte man mir sage und schreibe vierzig Kronen.

Hofrat Lewicky sagte, es müßten die am Leben befindlichen Mitglieder des Kaiserhauses für mich sorgen, ganz besonders die Erzherzogin Maria Valerie. Auf eine Bitte an die Gräfin von Meran und an den Majoratsherrn von Wallsee erhielt ich je 100 Kronen.

Da ich wiederholt nach Wallsee schrieb, kam im August 1918 zu mir ein Geheimpolizist (wahrscheinlich aus Wallsee), der sah, wie elend und krank ich war. Nachdem er mich um verschiedene Dinge gefragt, ging er fort und alles blieb beim alten.

Wieder schien die Sache ins Rollen zu kommen. Abgeordneter Michael Schoiswohl versprach, sich der Sache anzunehmen und alles der Erzherzogin Valerie vorzulegen. Also heißt es wieder warten, bis die hohen, nun republikanischen Herrschaften mit den ihnen nahestehenden Abgeordneten die Geschichte nach „ihrem“ Rechte zugeschnitten haben, weil ja vor dem Gesetze alle Staatsbürger gleich sind. Leben wir doch in einer Zeit, wo Brüderlichkeit, Gleichheit und Freiheit ihre schönsten und besten Früchte tragen, wo die Freiheit des unbeschränkten Volksbetruges und der Ausbeutung als neue Planeten am Firmament erscheinen, während auf der anderen Seite die Herrn in voller Freiheit auf offener Straße umkommen können.

### Meine Schlussbetrachtung.

Sage mir niemand, die Frau sei schwach. Ein richtiges Weib ist stark, ist eine Heldin. Wenn man ermessen könnte, wie schwer das Kreuz ist, das so manche tragen muß. Wenn an ihr ein stilles Leid nagt, das das treue Mutterherz so viele Nächte nicht zur Ruhe kommen läßt; wenn, je länger sie sinnt, umso trüber die Aussicht wird und kein Morgenstern schimmern will; wenn sie keinen Menschen hat, dem sie ihr Leid klagen, dem sie offenbaren darf, wie es in ihr aussieht. Warum sinkt sie nicht zusammen und geht unter in Verzweiflung, wie so mancher starke Mann? Weil sie die Kraft der Liebe aufrecht erhält.

Wohl steht die Frau nicht da wie ein Baum, der allen Stürmen troßt; sie ist vielmehr wie das Schilf im See. Tief

unten im Wasser sprießt's empor, sieht über sich das helle Sonnenlicht und wächst so schüchtern und doch so glaubensvoll dem Himmel zu, bis es sein Köpfchen über den Wasserspiegel hinausstreckt. Da rauschen die Wellen, da kommen die Wogen und das schwache Schilf vermag nicht und versucht auch nicht zu widerstehen; es beugt sich, taucht mit und bewegt sich mit der Welle, das Wasser fließt darüber hinweg, ohne es zu verletzen. Läßt das Wasser ab, dann richtet es sich wieder auf und wächst weiter frisch und froh. So beugt sich die Frau, demütig und fromm, solange die Wasser der Trübsal kommen, aber nur, um hernach mit frischer Kraft neu sich aufzurichten. Das sind die Schwachen dieser Welt, die aber stark und unüberwindlich sind!

Als Kind lernte man im Katechismus, Gebote und Gebete der Kirche usw. Man glaubte alles gläubig, man erduldet auch alles. Die Leiden gingen in den Freuden auf. Ich glaubte auch mit fester Ueberzeugung alles, was in der Schule von den Priestern gelehrt und auf den Kanzeln verkündet wurde; oft meinte ich, einen Strahlenkranz um das Haupt eines Priesters zu sehen. Doch als ich aus den Kinderschuhen herauswuchs, die Bosheit der Menschen, die tierische Lust und den fürchterlichen Zynismus auch der Priester sah, dachte ich oft: ist denn das die schöne Gotteswelt?

Oft dachte ich an den alten wirklich frommen Priester Moriz von Angelis, der mich als armes Kind in Schutz nehmen wollte und mir Unterricht erteilte. Teils durch Gelesenens, teils durch selbst Erlebtes habe ich mir so meine eigene Weltanschauung gemacht und dabei jeweils mehr die schlechten als die guten Eigenschaften der Durchschnittsmenschen kennen gelernt.

Einst ruhte ich im Schatten einer Eiche und träumte mit offenen Augen. Ich sah die dunkle Bläue des Himmels, hindurch in die Tiefen des nirgends umferten Weltalls, und dachte an Gott den Alleserfüllenden, dachte an die Ewigkeit; an mein Dasein in dieser öden Unendlichkeit. Und in diesem Augenblicke verstand ich viele Worte Jesus Christus besser als früher: „Ja, in unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen; oder, wenn ihr nicht werdet wie die unschuldigen Kinder usw.“ — Ja, ich sah die Göttlichkeit Christi nie heller als damals. Ich dachte an die Entartungen des Menschengeschlechtes, wie dieses von Jahrtausend zu Jahrtausend aus der Wahrheit, Einfach und der eigentlichen Seligkeit von der Natur immer weiter abgeirrt ist zum Tierischen, zu künstlichen, wahn sinnigen und schmerzvollen Leiden.

So in Gedanken versunken flog ich zurück in die Urwelt, zu den ersten Völkern, zu den einfachen Denkweisen, zu den hohen Alken, zu den Indogermanen. Meine Augen füllten sich mit Tränen; ich war in meinen Gedanken wieder ein Gotteskind.

Warum kann ich nicht mehr wahr fühlen, wahr denken, wahr reden, wahr handeln wie Jesus Christus? Warum kann

ich nicht die Fesseln dieser alle Menschen verderbenden Denkgewohnheit abstreifen? Was hindert mich sonst, als dumme Scheu, unter halbwahnsinnigen, verkehrten Barbaren eine Vernünftige, ein Gottesmensch zu sein? So sprach ich zu mir selbst, so sprach eigentlich meine Seele zu mir.

Etwas Ueber sinnliches regte sich in mir und ich vernahm die Frage: Hast du Mut? Fester Wille durchdrang mich und ich antwortete mit — ja, ich habe Mut! Und so beschloß ich, als halbes Kind, von der Stunde an nur vernünftig zu handeln, im kleinsten wie im großen, immerfort die Wahrheit zu sagen, den Hohn der Bösen nicht zu achten. Redlichkeit geht über den Glanz und Armut ist keine Schande.

Bald mußte ich gewahr werden, daß diese Menschheit die Wahrheit nicht verträgt, am allerwenigsten aber die sogenannten Führer der Menschheit, ob gekrönt oder ungekrönt. Ich erinnerte mich an ein altes Sprichwort: Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt der Fiedelbogen um den Mund. Und so ging es auch mir. Böswillige begannen, mich als Verrückte zu beschimpfen und so kam ich zum Schlusse: Alles, was auf dieser Welt geschieht, liegt im Seelen- und Menschenrätsel, ist von vornherein bestimmt. Manchem fließt das Leben dahin wie ein klarer Bach, der durch blumige Wiesen plätschert. Heil und frisch ist sein Wasser, das über die blanken Kiesel fließt und nichts trübt seinen Lauf. Bei dem anderen aber legen sich große Steine in den Weg. Er bäumt sich gegen sie. Und da er sie nicht überwinden kann, kriecht er sich schließlich unter ihnen durch in die Tiefe, nicht wissend, ob er jemals wieder ans Tageslicht kommen wird.

Und der Mensch steht dabei und fragt: warum dem einen so, dem andern anders? Und so sagte ich: Die grandiose Schöpfung dieser Erde wird gelenkt von bisher unerforschten Mächten, die in den Seelen der Menschheit liegen. Alle Wege führen aber zu dem Ewigen, von dem sie ihren Ursprung haben, alles fließt ineinander, Anfang und Ende, Ende und Anfang. Nur muß man durch die Schulen der Leiden gehen, Entsaugung lernen, um dieses Geheiß zu erkennen und nicht mehr darüber zu weinen. Dann wird man auch den Weltkrieg mit all seinen Folgen begreifen und die jetzige Kindererziehung.

Weibisches Jagen,  
Angstliches Klagen,  
Wendet kein Elend,  
Nacht dich nicht frei.  
Allen Gewalten  
Zum Troß dich erhalten,  
Nimmer sich beugen,  
Kräftig sich zeigen,  
Rufet die Hilfe  
Der Götter herbei.

Trosfaiach in Steiermark, im Frühjahr 1919.  
Julie Maria Wadsak, geb. Maria Theresia R a p p l.

## II. Abschnitt.

# Die Entstehung der Religionen.

(Mit besonderer Berücksichtigung der römisch-katholischen.)

Von Emil Hübner.

Dieses gewiß interessante Thema wird von den Gelehrten welt im allgemeinen nach einer Schablone erledigt. Es wird bei jenem Zeitabschnitt begonnen, in welchem irgend ein Religionsgründer der Menschheit seine neuen Glaubensstufen zu verkünden begann, in welchem seine neue Idee den Kampf mit eingebürgerten alten Religionsprinzipien aufnahm, bis schließlich die Zahl religiöser Sekten nach erfolgreicher Befähigung durch ihn wieder um eine vermehrt war. Diese Methode der Belehrung kann uns wohlweislich nie die Anfänge der Epochen veranschaulichen, in denen der Mensch von Religion überhaupt noch nichts wußte, da uns jene Zeitphasen immer wieder auf mehr oder minder kulturelle Zustände zurückführen. Um einwandfreie Aufklärung zu erhalten, müssen wir, nicht langatmige philosophische und unverständliche Abhandlungen studieren, sondern es genügt der Besitz der Vernunft, des Denkens und einfachsten Wissens zur Erzielung von unwiderlegbaren Schlüssen über die Entstehung der Religionen insgesamt. Wie bei jedem Dinge ist es auch hier nötig, die vom Urzustand der Menschheit ausgehenden Keime sich später entwickelnder Kultur oder Unkultur in ihrem Gedeihen zu verfolgen.

Wir kommen logischerweise bei diesem Gedankengang zu einer Zeit, da es noch keine Religion gegeben haben kann, weil doch alles Bestehende erst den Beginn seiner Entfaltung gehabt haben muß. Erde und Menschen befanden sich vor vielen, vielen tausend Jahren in einer Verfassung, da erstere der durch menschlichen Geist geschaffenen Schönheiten noch gänzlich entbehrte, weil der Mensch selbst in den Ursprüngen seiner Verdung stand, mit primitivsten Bedürfnissen das Dasein fristete, im steten Kampf ums Leben mit Artgenossen und wilden Tieren lag und auf diese Weise den natürlichen Drang

nach Schuß in sich fühlte. Diesen Menschen war noch keine Wissenschaft eigen, vermöge welcher sie eine sichere Hilfe gegen verschiedenes Ungemach hätten schaffen können. Allerdings hat es damals gewiß schon grobe Verteidigungsinstrumente wie Keulen und dergleichen gegeben, doch griff zu diesen Abwehr- und Angriffsmitteln der Mensch schon auf Grund seines natürlichen Instinktes, ebenso wie ein Riesenaffe in den Urwäldern Afrikas ein Holzstück von genügender Größe zu gleichem Zweck gebraucht. Gleichzeitig empfanden die damaligen Menschen die angenehmen, aber auch unangenehmen Wirkungen verschiedener Naturerscheinungen und waren gegen letztere, wie Sturm, Regen, Hitze, Erdbeben, Vulkanausbrüche, machtlos. Bei ihren natürlichen Feinden wußten die Menschen nun stets die Ursache der Drangsalierung, hingegen sahen sie in den gewaltigen Elementarereignissen der Natur wohl die für sie unglückliche Wirkung, konnten jedoch mangels naturwissenschaftlicher Kenntnisse die Ursachen nicht sicherstellen. Daher machten sie sich Gedanken über das Entstehen dieser gefürchteten Gewalten. Sie wußten, daß die Urheber im Weltensraume, das heißt in den Wolken oder „im Himmel“ zu suchen seien und machten sich Vorstellungen von diesen ihnen unsichtbaren Wesen. Weil Sonne, Mond und Sterne ihren Augen offenbar waren, spielten bei den grübelnden Betrachtungen auch diese Himmelskörper eine Rolle und erregten Bewunderung und Verehrung bei den Menschen; die Sonne besonders, da man auch ihren segensreichen Einfluß verspürte. Das unausgebildete Denken des Menschen schrieb die Macht über sein irdisches Geschick daher unausbleiblich genannten Faktoren und übernatürlichem Einfluß zu. Man nahm als sicher an, daß über den Wolken tier- und menschähnliche Gestalten thronen, denen auch tierisch-menschliche Eigenschaften, nur im erhöhten Maße zukommen mußten. Um sich bei diesen Wesen in Gunst zu halten, brachten ihnen die Menschen Opfer dar, aus welchem Gebrauch eine Theorie des Opfern entstand, welche von einigen besonders mit Phantasie Begabten eine festgesetzte Regelung erfuhr. Die Regeler dieser Theorie erhielten den Namen Priester, schufen Gesetze über das Opfern und vermittelten den „Verkehr“ der ihnen vertrauenden Menschen mit den nunmehr Götter genannten Gewaltbegriffen. Dieser Verkehr beschränkte sich natürlich auf das Darbringen von Opfern, welche die Priester zugunsten der Gläubigen bei den Göttern aufs beste anzubringen versprochen. Diese Form der Religionsausübung wurde im späteren christlichen Zeitalter als Heidentum bezeichnet.

Diese Heiden hielten nach dem Gesagten die Ausübung ihrer Religionsvorschriften als sichersten Schutz gegen irdische Feinde und die von ihnen für übernatürlich gehaltenen Gewalten der Natur.

Die hebräischen Religionsgründer erdachten ein Glaubenssystem, laut welchem alle die Geschicke der Menschen angeblich dirigierenden Mächte mit einem einzigen geistigen Begriff, den ober den Wolken thronenden Gott des Volkes Israel, verinnbildlicht wurden. In der Technik der Kultusausbübung blieben jedoch für die jüdischen Priester ihre heidnischen Kollegen vorbildlich, das heißt das Opfergeben, um Gott bei guter Laune zu erhalten, wurde auch von ihnen als erste Bedingung des einstigen Seligwerdens nach dem Tode dem Volke eindringlichst vor Augen gehalten. Man lese die Bücher Moses und wird staunen, welche Unmengen von Opfern großen materiellen Wertes er und seine Nachfolger von dem in Furcht vor dem Zorne Gottes erzitternden gläubigen Judenvolke forderten. — Wo doch zweifelsohne die vor der israelitischen Religion bestehenden Glaubenslehren den Hebräern im Priestergewande verheißende Aussichten bei Übertragung gewisser Methoden, hauptsächlich des Opfern, in ihrem neuen Glauben boten, wurden schon von Moses als ersten die Bekenner jedes anderen Glaubens mit Heiden, zum Unterschiede von den israelitischen Rechtgläubigen, bezeichnet; dann waren die Juden jene, welche die Gottheiten der Andersgläubigen mit Götzen bezeichneten, damit man den von ihnen angebeteten Gott benannten Wesen diesen höher bewerteten Titel als Privilegium erhalte.

Alle die vielen anderen Religionen und Religionchen, von der buddhistische angefangen bis zu der durch den englischen Priestergeneral Both gegründeten Heilsarmee, lasse ich hier unerwähnt, denn sie stimmen in den unter verschiedenen Ansichten ausgedrückten Zielen in ihrem Streben, der Menschheit den Aberglauben mystischer Abhängigkeit von der stets zum Strafen bereiten Hand eines oder mehrerer Götter einzuzimpfen, überein.

Vor 1919 Jahren wurde nun der Welt ein kühner unerschrockener Mann geboren, dem der Inbegriff alles Guten, das ist die wahre Göttlichkeit, eigen war. Da seine edlen Worte hörbar, seine beispielgebenden Taten sichtbar waren und sein göttliches Handeln den volksverdummenden Schurken seines Vaterlandes in unangenehmer Weise fühlbar wurde, erschien er den, das wirkliche irdische Wohl des armen Volkes erstrebenden Volksjöhnen als ein wirklicher Gott in des Sinnes tiefster Bedeutung. Aber schon damals galt den regierenden Klassen alles die kulturelle Hebung der Armut Anstrebende als Hochverrat. Deshalb setzte die reaktionäre Regierung der römisch-kärsarischen Provinz auf die Ergreifung dieses edlen Mannes eine Prämie, welcher Vorgang auch noch heute nach fast 1900 Jahren von den kapitalistisch-imperialistischen Regierungen geübt wird, wenn es die Unschädlichmachung ihrer Feinde, jener Männer, welche die Verwirklichung des Wortes Gottes auf

Erden anstreben, betrifft. Dieser als Hochverräter Verfolgte hieß Jesus Christus und sein Name allein begeistert noch heute Tausende an irdischen Gütern arme, an göttlichen Idealen reiche Männer bei ihrem Kampfe gegen Eigennuß, Niedertracht, Volksverdummung und jene Elemente, welche den Namen Christus schänden, indem sie durch ihr Tun sich unwürdig erweisen, in die Schar der Christen zu gehören. Was Christus wollte, ist uns bekannt: er verbreitete den Glauben, daß nur durch gute Taten auf Erden der Mensch vollkommen werde; er wollte keine pomphafte Hulldigung Gottes, denn als Feind der heidnischen und jüdischen Religionslehre war die schlichteste Einfachheit im Leben stets der Grundkern seiner zündenden Predigten. Dem armen Volke brauchte Christus einen selbstlosen Lebenswandel wohl nicht erst zu predigen, daher galten seine Worte den in Luxus, Fraß und Völlerei lebenden Reichen, Priestern und staatlichen Würdenträgern. Wie Christus starb, ist uns bekannt. Er wurde zwischen zwei Straßenräubern gekreuzigt. Weil nun Christus in der Mitte zwischen diesen zwei Verbrechern seinen Tod erlitt, habe ich gerade diesem Umstande Beachtung geschenkt und darüber in verschiedenen Schriften nachgeforscht, denn ich sagte mir, das müsse seinen Grund haben, sonst hätte der edle Dulder auch auf dem linken oder rechten Kreuze seinen Tod erleiden können. Die Aufklärung über diesen Umstand wurde mir einwandfrei zuteil, als ich den von der orthodoxen Geistlichkeit angefeindeten, sieben Jahre nach der Kreuzigung Christi geschriebenen Essäerbrief las, in welchem dargelegt wird, daß die Regierenden Christus deshalb zwischen den anderen zwei Verurteilten kreuzigen ließen, um dem Volke dadurch so recht die Größe des Verbrechens zum Ausdruck zu bringen, dessen sich Christus gegen die Regierung und das damalige Pfaffentum schuldig gemacht hatte. Es war nämlich Sitte, bei den Hinrichtungen mehrerer Personen durchs Kreuz, den am meisten Schuldigsten in der Mitte der anderen Verurteilten den Tod erleiden zu lassen. Diese, Menschen genannten Bluthunde, wollten also Christus noch im Todeskampfe aufs tiefste erniedrigen, indem sie ihn strafbarer erscheinen ließen als von Raub und Mord lebende Straßenräuber! Christus starb, seine Anhänger wurden ebenfalls aufs Teuflichste verfolgt und mußten durch lange Zeit Entsetzliches erleiden. Sie wurden von den, Jerusalem beherrschenden Römern als eine jüdische Sekte betrachtet und mit Christianer bezeichnet. Da sie auf Grund ihrer Religion weder in den Krieg ziehen wollten, noch öffentliche Ämter annahmen und den Kaisern des Römerreiches Verachtung bezugten, wurden sie als staatsgefährlich gehalten und die römisch-monarchistischen Regierungen wandten die grausamsten Mittel zu ihrer Ausrottung an.

Als die Christianer an Anzahl immer mehr zunahmen, bis schließlich ihr Glaube der konangebende wurde, fanden sich unter ihnen Egoisten, welche mit erdachter Kullusteknik dem heidnischen und jüdischen Pfaffentume in allem getreu nachahmten und durch Macht und Herrlichkeit auf Erden prohten, Unterdrücker und Verfolger der Andersgläubigen wurden, bis sie schließlich in ihrer Anmaßung soweit gingen, den Namen Christus zur Gründung einer irdischen Interessengemeinschaft in Rom unter dem Namen römisch-katholische Kirche zu mißbrauchen. Die römischen Päpste wurden die Nachfolger der heidnischen römischen Cäsaren, denen sie in ihrem Schalten und Walten mitunter in nichts nachstanden, vielmehr dieselben im Zeitalter der Inquisition an Blutdürstigkeit noch übertrafen! Sie haben ihre Macht noch bis auf unsere Tage behauptet, ihr Einfluß macht sich noch jezt im Staatswesen des deutschen Volkes unheilvoll geltend, da sie durch ihre gefügigen Organe, die politisierenden Geistlichen, die ihre unter der Monarchie an erster Stelle innegehabte Gewalt auch in der Republik zu behaupten wissen.

Diese Römlinge wollen die Wiedererhebung der göttlichsten aller Religionen, der reinen, wahren Lehre Christi verhindern, denn wenn Christus durch seine Rechtsnachfolger im 20. Jahrhundert stiegen würde, würde es zwar auch weiterhin kirchliche Würdenträger und Kirchen geben, nur müßten Bischöfe und Geistliche durch echte christliche Bescheidenheit — ohne königlichen Purpur, ohne erschreckend hohe Bezüge und ohne irdischen Luxus, — dem Christentume als verehrungswürdige Vorbilder dienen!

Angesichts dieser unerfreulichen Tatsache, daß aus einer reinen freien Herzenssache ein Instrument der Tyrannei des verachtenswertesten Zwanges, der niedersten Schablonenhaftigkeit bis zur politischen Machtentfaltung und Gaukelei im Namen des über uns alle erhabenen Jesus Christus gemacht wurde, müssen wir uns wohl sagen: soll nach der 4½ jährigen Weltrevolution eine neue Zeit angebrochen sein, so müssen die Menschen diese neue Zeit mit neuem Geist, mit neuen Ideen erfüllen, um so auch den Weg zu einer wahren freien Religion der Herzen der Menschen zu finden.

III. Abschnitt.

## Der Hochmut als Förderer der Weltrevolution.

Von Emil Hübner.

Das wird im ersten Momente so manchen Köpfen als widersinnig erscheinen, daß der Hochmut, diese gräßliche Untugend besitzender und regierender Klassen, eine Weltrevolution im edlen Sinne des Wortes herbeizuführen imstande wäre. Kommt doch die Seelenverfassung eines Hochmütigen durch unmäßigen, auf eingebildefte Vorzüge und Vorrechte fußenden Stolz zum Ausdruck, und vom rein geistigen Standpunkte betrachtet, gehören jene Menschen in die Klasse der Narren und Dummköpfe. Der Hochmut mag nur solche Menschen dulden, welche, noch dürftiger im Geiste als er selbst, seiner armseligen Weisheit Bewunderung zollen oder diese, meist um des Vorteils willen, ihm vorheucheln. Vorzüge und Vorrechte vor den andern Menschen zu besitzen glaubt der Hochmut deshalb, weil großes Vermögen an Geld oder anderen ererbten oder erwucherten Gütern, dann mitunter auch Rang, Titel und Vorrecht der Geburt ihn mit Hilfe einer durch den Absolutismus des Geld- und Namensadels geschaffenen Gesetzgebung in dem lächerlichen Wahne stärken, daß die Armen und „Gewöhnlichen“ aus dem Volke an seine materielle, finanzielle, dann auch edelrassige Erhabenheit nicht heranreichen. Vor Geld und klingenden Namen, wie Sr. Majestät, Durchlaucht, Erlaucht usw., beugt im absolutistischen Staatswesen jeder zur Untertänigkeit verdamnte Volksangehörige gezwungenermaßen den Rücken und wenn er es nicht täte, würden ihm die eigenen, nach dem geistverblödeten System absolutistischer Gesetzgeber erzogenen Volksgenossen als einen Auflehner gegen die von „Gott gewollte Ordnung“, wenn nicht gar als Anarchisten bezeichnen.

Treffend charakterisiert Knigge in seinem Buche über den Umgang mit Menschen den Hochmut der Adelskaste. Er sagt: „Hochmut ist es, der den Pinsel (jüngsten Abkömmling)

von sechzehn Ahnen aufbläht, daß er die Verdienste seiner Vorfahren — die oft nicht einmal seine echten Vorfahren sind und oft nicht einmal Verdienst gehabt haben — daß er diese sich anrechnet, als wenn Tugenden zu dem Inventar eines alten Schlosses gehörten!“ Knigge hat sein Buch durchaus nicht für das Proletariat oder den Bauernstand, vielmehr für die vornehme Welt geschrieben und umsomehr ist zu würdigen, daß er nie großes Übel aller Zeiten richtig einzuschätzen sich getraute. Wie ich bereits betonte, will der Hochmut selbst bei geistiger Dürftigkeit, bewundert und verehrt werden. Der verfloßene Weltkrieg hat uns nun auch bewiesen, wie willige Heuchler der Hochmut fand. Die Unfähigsten Erzherzoge wurden als Heerführer und ausgezeichnete Strategen von dem größten Teil der österreichischen Zeitungen belobhudelt und durch Reklame auf eine Stufe menschlichen Könnens gebracht, die zu ihrer wirklichen geistigen Persönlichkeit im lächerlichsten Kontrast stand. Wenn nach dem Umsturze dieselben Blätter sich über die einst Gefeierten ob ihrer Unfähigkeit entsetzten oder lustig machten, hat das nichts zu sagen. „Geschäft ist Geschäft und wer mit den Wölfen heult, macht das beste Geschäft!“ so lautet das Motto dieser armseligen Volksaufklärer. Diesem System schließt sich sogar mancher „Philosoph“ mitteleuropäischer Abstammung an. In unserem verlotterten Zeitalter könnten so manche Beispiele von Überzeugungstreue aus der Vergangenheit zur Nachahmung gewissen Leuten der Jetztzeit empfohlen werden. So lebte im klassischen Altertume Dionysius, der Tyrann und Herr von Syrakus, in der lächerlichen Einbildung, der vorzüglichste aller Dichter zu sein; dabei wurden seine poetischen Erzeugnisse von den Höflingen im Geheimen belacht und bespöttelt, öffentlich natürlich von den gleichen Kreaturen als himmlische Oden (Hochgesänge) gepriesen. Philoxenus, ein Philosoph, wollte nun einige Verse, die Dionysius verfertigte und auf welche er sehr stolz war, nicht bewundern, da er sie sehr schlecht fand. Dionysius, wutentfüllt ob der geholten Blamage, ließ den Kritiker seiner „königlichen“ Kunst sofort aus Rache in das Gefängnis setzen. Am nächsten Morgen ließ er ihn wieder vor sich rufen, las ihm ein neues Stück vor und frug, wie ihm das selbe gefalle. Statt einer Antwort wandte sich Philoxenus an die Wache und sagte: „Führt mich nur wieder in das Gefängnis!“

Ein wirklicher Weiser aus dem Volke, der mit dem Ruhme der Unsterblichkeit bedachte griechische Sokrates, sprach hingegen trotz seines unvergleichlichen Reichthums an Wissen den bescheidenen Satz: „Der ganze Vorzug an Weisheit, welchen mir das Orakel vor anderen zugesprochen, besteht darin, daß ich von meiner Unwissenheit überzeugt bin.“ Materielle Reichthümer besitzen ist keine Tugend, auch kein Verdienst, und ebenso verhält es sich mit ererbten

Würden, worunter an erster Stelle monarchistische Titel wie Kaiser, König, Fürst und dgl. rangieren. Ein Gelehrter des vorigen Jahrhunderts hat mit vollem Rechte behauptet, daß Leute vorgenannter Gattung an einer unheilbaren Krankheit, dem Einbildungs- und Größenwahnsinn leiden, da sie sich fast durchwegs als irdische Gottheiten huldigen lassen und wenn ihre äußere Glorie wegfällt, oft als höchst unvollkommene menschliche Wesen erscheinen. Unvollkommen in geistiger und seelischer Beziehung nämlich.

Naheliegender erscheint das Streben dieser „Kasten über den Kasten“, dem von ihnen beherrschten und ausgenützten Volke nur jenes lehren und lernen zu lassen, was der Förderung ihrer irdischen Paradiesherrlichkeit dienlich ist. So wird den Kindern des Volkes in der Schule im monarchistischen Staatswesen nur immer von dem „ruhmreichen Kaiserhause“, den „Heldentaten“ verschiedener Generale, der „glanzvollen“ Vergangenheit des Reiches und der Glückseligkeit ihrer verstorbenen Ahnen unter den Fittichen Roms erzählt. Das furchtbare Zeitalter der Inquisition, die entsetzlichen Bauernkriege in den österreichischen Landen, die Hinmordung ungezählter tausender Unschuldiger durch bischöfliche und zärsarische Blutgier in den verflossenen Jahrhunderten und in Ländern der gewesenen österreichischen Monarchie wurden wohlweislich verschwiegen! Jetzt haben wir ja eine Republik und da ist es nur ein Gebot der Gerechtigkeit, wenn der Staat dem betrogenen Volke den Gegenstand „Geschichte“ in der Schule in seiner nackten Wahrheit offenbart. Nicht nur römische Geschichte aus dem Zeitalter Neros, sondern auch die Bauernverfolgungen in den österreichischen „Erbländern“, die Zeiten der Leibeigenschaft und Frohnen und besonders die für Zwecke des Monarchismus an dem Deutschtum begangenen Verbrechen. Den monarchistischen Betrügern war es nie um die Freiheit einer Nation zu tun. Recht viele Nationen wollten sie unter ihre Knute, genannt Szepter, zwingen, um solcherart in Selbstherrlichkeit unter der Sonne prangen zu können. Ein ganzer Schwulst von Phrasen von der „Verteidigung des heiligen Vaterlandes“ bis „siegen oder sterben“ und die Benützung der Religion für dieses widerchristliche, „Krieg“ benannte Beginnen, mußte erhalten, um das deutsche Volk über den wahren Zweck des Völkermordens hinwegzutäuschen.

Im Weltkrieg oder Weltrevolution wie man es nennen mag, hat nun der Hochmut der regierenden Klasse im Hinterlande wie im Felde die Grenze des Höchstausmaßes überschritten, wodurch der zu Kriegsbeginn künstlich erzeugte Patriotismus der „Untertanen“ allmählich aber stets rapider eine Umwandlung ins Gegenteil erfuhr: die „geliebten Völker“ verloren die Liebe zum angestammten Kaiserhause, als ihnen der Magen zu knurren anfing, die „Söhne des Vaterlandes“

zeigten staunend schnell für Enthebungen, Spital und Gefangennahme mehr Verständnis, als für den Helldod im Schützengraben. War's auch Wunder zu nehmen? In den oberen und obersten Kreisen fehlte das leuchtende Beispiel der Selbstlosigkeit fürs Vaterland und dadurch kam auch das arme Volk zur Einsicht, daß dieser Krieg für ganz gewisse Leute ein Prachtgeschäft, eine Quelle des Wohlbehagens und eine Aussicht auf Vermehrung ihres Reichtums und ihrer Macht, dann ein Anwachsen des Hochmutes bedeute, des Hochmutes der Reichen und Herrschenden natürlich! Wie auch jetzt nach dem Kriege, so führten schon während desselben die Hochmütigen vor den Augen des hungernden Volkes ein Prasserleben und reizten dadurch die Armut in ihren menschlichsten Gefühlen aufs empfindlichste. Der Hochmut besaß ferner die Mittel, selbst in Diensten seines monarchistischen Vaterlandes in gesicherter Position die „Kriegsdienstzeit“ zu absolvieren. In den militärischen Kommandos, Anstalten und Ämtern des Hinterlandes, im feuerficheren Stappenbereiche wimmelte es von kraftfrohen, übernährten Jünglingen und Männern der Adels- und Patrizierkaste, während siehe, unternährte Arbeiter und Bauern, sehr oft sogar als Halbinvalide ihre wohlfeilen Köpfe für das Wohl der hochmütigen Prozen erhalten mußten! Herz und Geist der armen Völkerschaften der Monarchie wurden solchermaßen zum Glauben an die Ungerechtigkeit dieses Krieges bekehrt, nicht durch „feindliche“ Propaganda, wie kurzfristige Geister meinen, sondern hauptsächlich und vorwiegend durch das offenkundige himmelschreiende Unrecht, welches bei allen Gelegenheiten von zivilen und militärischen Machthabern einerseits am verzweifeltsten Volk im Hinterlande, andererseits an den noch verzweifelteren, ausgehungerten und ihrer Menschenwürde beraubten Soldaten an den Fronten begangen wurde. Jede Kritik an diesen inquisitorischen Zuständen, jede ehrliche Meinungsäußerung wurde mit schwerster Strafe bedroht und so kam endlich die Stunde, da das Maß der Sünden monarchistischer Verbrecher zum Überlaufen voll war! Die Soldaten weigerten sich, weiter für die Interessen des Großkapitalismus und eines unwürdigen Herrscherhauses zu kämpfen, sie verließen die Schauplätze ihrer Leiden, warfen die Mordwerkzeuge weg und rissen förmlich sinnbildlich gesprochen, dem Hochmut die verhängnisvolle Narrenkappe vom Kopf! Narren sind mitunter gefährlich und der Hochmut ist ein gefährlicher Narr, denn als er die goldene Kette seiner angenehmen Ideen zerrissen sah, sann er verzweifelt nach, wie er sie wieder zusammstückeln könne. Um dies zu erreichen, fing er in der neugeborenen Republik Deutschösterreich an, um das betrogene Volk zu schmározzen und hat leider, leider, sein Ziel teilweise erreicht! Armes Volk, wieviel Männer, die sich mit Berufung auf ihre republi-

kanische Gesinnung zur Nationalversammlung wählen lassen, werden nicht verkappte Monarchisten sein, denen das jesuitische Motto „der Zweck heiligt die Mittel“ als Leitmotiv dient? Kaum gedemütigt, fängt der Hochmut das alte Spiel von neuem an und er würde vielleicht in kurzer Zeit über all das Elend des Volkes in seiner schmutzigen Glorie wieder erstrahlen, wenn nicht tatkräftige, gesinnungsbehrliche Männer, darin einen Ansporn zu ihrer selbstlosen Tätigkeit, der endgiltigen Befreiung der versklavten Menschheit, auch von den hochmütigen Unterdrückern in republikanischer Gewandung, erblicken würden. So fördert der Hochmut wider seinen Willen die große soziale Reform, welche unter dem Namen Weltrevolution von ihm so gefürchtet wird. Sichel und Hammer des deutschösterreichischen Adlers werden demgemäß erst dann zu voller Ehre gelangen, bis ihre Träger, Bauern, Land- und Stadtarbeiter ohne Bevormundung durch den Hochmut ihr Staatswesen lenken und verwalten werden können!

IV. Abschnitt.

## Erlebnisse aus Rußland und Galizien.

Von Emil Hübn er.

Vielleicht erwartet der Leser unter diesem Titel die Schilderung von Kriegserlebnissen oder die Charakterisierung sozialer Zustände im Osten und dergleichen. Ich gebe aber nur dasjenige wieder, was die Korruption im monarchistischen Staatswesen und die inhumane Kriegsführung widerpiegelt, wodurch das molochische Geschwisterpaar, Militarismus und Monarchismus, Totengräber ihres eigenen Organismus wurden. Kurze realistische Skizzen genügen zur Vergegenwärtigung vergangener Begebenheiten vollkommen:

Auf einer Straße Odeßas im Oktober 1918, knapp vor dem Zusammenbruch. Es ist 6 Uhr abends. Das Leben der Hafenstadt zeigt noch sein normales hastendes Gepräge. Eine acht Mann starke Feldgendarmerieabteilung windet sich durch die Menschenmenge. Der kleine Trupp verschwindet in der Tor-einfahrt eines prächtigen Gebäudes. Im Hofe des Hauses kommandiert der führende Wachtmeister Halt und stellt die Leute bei Fenstern und Türen eines ebenerdig gelegenen, mit allem Luxus ausgestatteten Speisesaales als Wachposten auf. Wen oder was sollen die Gendarmen mit den aufgepflanzten Bajonetten bewachen? Wichtige Werke, ein Gelddepot oder gar Scherverbrecher? Man sollte meinen, es handle sich um eines von diesen drei Dingen. Doch wir sehen, der Saal füllt sich mit Offizieren und weiblichen Hilfskräften I. und II. Klasse, welche ihr leckeres reichhaltiges Abendessen einnehmen, indessen manch österreichischer Infanterist in der okkupierten Riesenstadt, wo Milch und Honig der Ukraine zusammenfließen, nach dem Nachtmahl ungesättigt dem Moloch Militarismus flucht — — —

In den Offiziersmessen herrscht aber zur gleichen Zeit die ausgelassenste Heiterkeit und die meisten der säbelrasselnden, sporenklirrenden, mitunter auch parfümierten, pomadisierten, bemiederten Herren und Herrchen sowie die sie bewundern-

den Damen und Dämchen bringen durch ihr des Ernstes der Zeit bares Verhalten einen unausgesprochenen Wunsch dem Zuschauer deutlich zur Kenntnis: „Das ukrainische Paradies möge uns noch lange erhalten bleiben!“

Draußen aber gehen die Gendarmen mit dem aufgepflanzten Bajonett auf und ab, als gälte es Schwerverbrecher zu bewachen. Sie haben den Befehl, dafür Sorge zu tragen, daß kein ukrainischer Staatsbürger die lustige Gesellschaft durch den Wurf einer Handgranate an die Situation im Schützengraben erinnere. — — — — —

Wieder in den Straßen Odessas. Ein aufgeregter Menschenhaufen, darunter jammernde Weiber und in herzerreißenden Tönen klagende Kinder folgen einer Kolone verhafteter ukrainischer Männer, die, von starker österreichischer Bedeckungsmannschaft eskortiert, den Weg zum Hafen ziehen. Was gab den Anlaß zu diesen Verhaftungen? Die Verhafteten sind Eisenbahner, welche in den Streik traten, weil ihnen die russische Regierung seit dem Jahre 1916 den Restbetrag des bis 1918 nur in Gestalt von Vorschüssen erfolgten Gehaltes schuldet. Um zu ihrem ehrlich verdienten Gelde zu gelangen, traten die Eisenbahner in den Streik, da auch die Regierung des Hetmann in Kiew sie nur mit schönen Versprechen hinhielt. Durch diesen Streik wurden die österreichisch-ungarischen Okkupationsarmeen der Ukraine in ihrer „Aktionsfähigkeit“ gehindert, weshalb sie diese fremden Staatsangehörigen nach den Kriegartikeln des österreichisch-ungarischen Heeres als Hochverräter behandelte! — — Die Eskortierten kommen im Hafen an, werden auf einen Dampfer eingeschifft und nach irgend einem entlegenen Fleck Erde in der Richtung gegen Asien strafweise deportiert. Die Schiffs sirene heult das Abfahrtsignal und die im Zenit stehende Sonne sendet glühende Strahlen auf die Erde herab. Der Dampfer setzt sich in Bewegung, ohne Rücksicht auf menschliches Wünschen und Fühlen der im Hafen zurückbleibenden Mütter, Frauen und Kinder, entführt er deren Söhne, Männer und Väter auf den Wellen des Schwarzen Meeres, als Opfer einer schuldigen Justiz. Das Wehklagen der im Hafen zurückgebliebenen armen Menschenkinder verstummt allmählich, einer dumpfen Resignation Platz machend. Nur die armen, kleinen Kinderchen schluchzen noch heiß und erbarmend um den Verlust der ihnen geraubten Väter. Die Sonne glüht noch weiter am Himmelsdome — — in der Brust der entrechteten armen Ukrainer glüht es auch: „R a c h e, R a c h e, R a c h e!“ tönt der Ruf aus der Glut ihrer versklavten Seele vieltausendfach zum Himmel und häuft Schmach und Schande auf das kulturentwürdigende, Walken der in ein auf Menschenfreiheit anspruchsberechtigtes Land eingedrungenen monarchistischen Gewalttäter. — — — — —

Im August 1916 auf der Reichsstraße zwischen Lemberg und Kurowice in Galizien. Friedliche Bauern bringen im Schweife ihres Angesichtes die Ernte unter das Dach. In dieser nützlichen Beschäftigung werden sie durch ein sie in Schrecken und Unruhe versetzendes Ereignis gestört. Zwei ungarische Feldgendarmen (tabori esendör) kommen, im Kontrolldienst stehend, auf einem Fuhrwerk aus der Lemberger Richtung. Wehe dem unglücklichen Landbewohner, der seine Legitimation zu Hause vergessen hat und diesen beiden in die Arme läuft! Die Verhaftung und Ablieferung an das nächste Etappenstationskommando als „spionageverdächtig“ harret seiner. Kurowice liegt ja im „engeren“ Kriegsgebiet und der Legitimationszwang besteht auch für Ortsansässige. Recht viele Verhaftungen Ausweisloser zustandebringen, ist das Prinzip der ungarischen Feldgendarmarie und ihr Kommandant, der kgl. ung. Rittmeister Josef Valló in Lemberg tyrannisiert deshalb seine Untergebenen und diese lassen es wiederum der armen Bevölkerung verstanden, daß sie seitens des Herrn Rittmeisters die allerhöchste Rüge zu gewärtigen und keine Hoffnung eine „Allerhöchste“ Auszeichnung für „hingebungsvolle“ Dienstleistung vor dem „Feinde“ zu verlangen. Mit dem Steigen der Verhaftungsanzeigen seiner Gendarmen kam auch der Herr Rittmeister immer wieder etwas für seine ordensbedürftige Brust erwarten. Da wird eben in der Not ein altes Weib von der Straße weg oder ein „Ausweisloser“ von der Arbeitspartie am Felde verhaftet und dem Etappenstationskommando übergeben. Dieses mag die Verhafteten als ganz unbedenklich gleich laufen lassen, wenn nur der ungarische Gendarm die bestätigte Verhaftungsanzeige beim Einrücken seinem Rittmeister übergeben kann! Und die galizischen Abgeordneten interpellieren im Parlament umsonst wegen der Drangsalierung der Bevölkerung durch die ungarische Feldgendarmarie. Viribus unitis — mit vereinten Kräften schaufeln die monarchistischen Gewalttäter ihr eigenes Grab. — — — — —

Auf der Verköstigungsstation beim Hauptbahnhofe in Lemberg im November 1917. Ein Transport mehrerer hundert österreichisch-ungarischer Soldaten empfängt das Nachtmahl. Dieses besteht aus einer heißen, jauchensfarbigen Flüssigkeit ohne Geschmack und Geruch, „Kaffee“ genannt. Dazu erhalten die Ausgehungen ein dünnes Scheibchen Wurst und ein Stückchen Brot, mit dem nicht einmal ein sechsjähriges Kind seinen Magen befriedigen könnte. Um 7 Uhr abends hat die „Menageverteilung“ begonnen und ehe der letzte Mann daran kommt, wird es 9 Uhr nachts. Dazu regnet es in Strömen, denn auch der Himmel hat keine Einsicht mit den im Freien stehenden uniformierten

Sklassen, unter denen Gichtige, Rheumatiker, Lungenleidende und mit allen möglichen Gebrechen Behaftete stumpfsinnig das ihnen aufgewungene Joch ertragen. Die monarchistische Gesetzgebung des „Vaterlandes“ hat an allen diesen Armen die himmelschreiendste Erpressung begangen, sie zum Mörderhandwerke mit Androhung der Todesstrafe gezwungen. Begeht ein Staatsbürger im Hinterland für seine eigenen Interessen ein solches Delikt, wird er als „Verbrecher“ justifiziert. Nur dem Konsortium der höchsten Staatsbürger mit dem Monarchen an der Spitze ist es gesetzlich erlaubt, für „ihre“ Interessen dieses Delikt millionenfach durch willenlos gemachte menschliche Werkzeuge begehen lassen zu dürfen. Das heißt in einer Monarchie gottgewollte Ordnung.

Die Offiziere genannten Transportes sitzen im Bahnhofsrestaurant I. Klasse und speisen dort in gewohnter delikater Weise. Ein Feldwebel meldet dem Rangältesten dieser Herren, daß die Mannschaft „bereits“ menagiert habe. „Endlich abgefückert!“ ruft erleichtert der Offizier „nun führen Sie die Bände auf die Personalsammelstelle auf der Zitadelle. Betten sind dort für einen so großen Transport freilich keine vorhanden. Die Leute müssen es sich halt auf dem Boden nach Möglichkeit bequem machen. Morgen folgen weitere Befehle.“

So zieht die abgemattete Schar zur Zitadelle, wo die Leute die Nacht frieren und von Läuse geplagt auf den Steinböden der massiven Räumlichkeiten zubringen müssen.

Die Herren Offiziere hingegen benötigen mehrere Fiaker zur Fahrt in das Innere der Stadt, woselbst sie in einem erstklassigen Hotel Absteigequartier nehmen.

Zur selben Zeit findet in Wien eine flotte Unterhaltung patriotischen Charakters, veranstaltet von entthobenen Hinterlandspatrioten, statt. Es wird flott gefantzt, flott getrunken, flott gegessen und flotte Reden laufen vom Stapel. Ein besonders dicker Patriot krönt die Flottheit am Schlusse seiner schwulstigen Rede mit folgenden Worten: — und so wie wir begeistert diese großen Zeiten miterleben und in unserer Liebe zum heiligen Vaterlande nicht wankelmütig werden, werden die Kämpfer an der Front in gleicher Weise für die gerechte Sache mit ihrem Leben bis zum endgültigen Siege einsehen. Unser Vaterland ist seines Bestandes sicher, so lange ihr Kampfesmut nicht erlahmt!“ — — —

Ein ausweisloser Trainsoldat wird im Oktober 1917 auf der Strecke Lemberg—Zolkiew im Zuge verhaftet. Ein 50jähriger Mann, dem nicht nur die körperlichen Mühsale, sondern auch furchtbare seelische Leiden im Kriege zum Greis gemacht haben. Er ist im Zivil kroatischer Bauer und hat, wie er den Kontrollorganen schluchzend erzählt, sechs Söhne dem „Vaterlande“ zur Verfügung gestellt, von denen zwei im Jahre 1914 fielen, einer im Herbst 1915 den Verlust beider Weine im Felde

erlitt und der vierte im Mai 1916 in Przemyslany an der Ruhr starb. „Die letzten zwei leben zwar noch, aber der Krieg ist ja noch nicht zu Ende — —“ wehklagt der alte Mann. Im Frühjahr 1917 wurde auch der Vater einberufen und man hat ihn zum Train gesteckt. Dort war er einem 20jährigen ungarischen Leutnant unterstellt, der als echter Magyar patriziger Richtung als fanatischer Hasser kroatischen Volkstums sich betätigte. Der Kroat war gleich im Anfang dem Leutnant ein Dorn im Auge. Erst gab es Schimpfworte, wie „kroatischer Hund“ und ähnliches, später Schläge mit der Reitgerte, zuletzt Fustritte. Auf den Einwand der Zuhörenden, warum er sich nicht ob solcher entsetzlicher Behandlung beschwert habe, antwortete der Trainsoldat mit einem qualvollen irren Lachen: „Ein Soldat über einen königlichen Offizier sich beschweren? Wer wird ihn in Schutz nehmen?“ Als einzige Abhilfe gegen die Bestialität des Leutnants blieb dem monarchistischen Sklaven die Desertion übrig. Zwei Monate irrte er im Lande umher, bis er abgehört, seelisch und körperlich gebrochen, im Zuge als „blinder“ Fahrgast ohne Karte betreten wurde. Nun harret seiner die Bestrafung vorm k. u. k. Feldgericht wegen Desertion: Tod durch Erschießen oder gnadenweise Verurteilung zu vieljähriger Kerkerstrafe! In Wirklichkeit verdiente der Mann für sein Martyrium einem Christus zur Seite gestellt zu werden; nur daß er nicht die Seelengröße wie dieser besitzt, denn es ist ja bloß ein armer versklavter Bauer. Die Kontrollorgane sind diesmal zufällig fühlende Menschen, deshalb liefern sie dieses Opfer imperialistischer Grausamkeit nicht der Bahnwache aus. Der arme Soldat weiß, die Leute handeln gegen ihre Pflicht, wenn auch für sie die höheren ungeschriebenen Gesetze der Menschlichkeit in diesem Falle maßgebend sind. Ein heißer Dankensblick trifft die beiden und bei der nächsten Station drückt sich der Deserteur heimlich aus dem Zug heraus, als sei er ein wirklicher Verbrecher. —

Beim Rückzug Mitte November 1918 auf dem Hauptbahnhofe in Posen. Ein Zug mit österreichischen Soldaten läuft aus der Richtung Insterburg ein. Zwei Duzend Offiziere, vom Obersten bis zum Fähnrich herab sind dabei, auch weibliche Hilfskräfte fehlen nicht. Sie kommen aus der Ukraine und haben den Umweg über Schitomir—Insterburg gemacht, weil in Galizien und Polen tatsächlich Kämpfe stattfinden sollen und man dabei das Leben verlieren könnte. In Posen fragt ein Oberst des Transportes einen am Bahnhof dieftuenden Delegierten des deutschen Soldatenrates, wo hier die Offiziersmesse sei. Der Mann mit der roten Armbinde schaut den Stabsoffizier verwundert an, als begreife er den Sinn seiner Rede nicht. Dann meint er: „Offiziersmesse? Eine solche Einrichtung zählt hier in Deutschland zur Vergangenheit. Hier gilt der gleiche Grundsatz für alle: gleiche Rechte,

gleiche Pflichten, demnach auch gleiche Kost, Bequartierung und Behandlung. Bei Ihnen in Osterreich mag es ja anders sein, doch solange Sie sich in Deutschland befinden, müssen Sie auf eine Bevorzugung verzichten."

Niederschmetternd ob dieser Eröffnung stehen die Offiziere da. Schließlich bleibt ihnen nichts übrig als mit der Menageschale in der Hand und in den Reihen der Mannschaft angestellt, sich die sehr primitive Kost persönlich aus der Ausspeisungshalle zu holen. Manche bringen trotz Hungers den ungesalzenen Mehlsbrei nicht über den verwöhnten Gaumen. Die Mannschaftspersonen essen hingegen mit Appetit und manchen von ihnen dünkt dieses Mahl, gegen jene Verpflegung, welche sie als k. u. k. uniformierte Sklaven genossen hatten, als delikates. — — — — —

Die hier im Rahmen kulturkennzeichnenden Schilderungen wiedergegebenen Ereignisse stellen ein winziges Teilchen jener von den monarchistischen Gewalthabern an dem armen nützlich schaffenden Volke begangenen Verbrechen dar, zu deren Sühne keine irdischen Strafmittel hinreichend wären und wenn es im Jenseits wirklich eine Hölle geben soll, wäre die dort eingeführte Strafe des ewigen Feuers der Größe der strafbaren Handlungen dieser auf Erden „gesetzlich geschützt“ gewesenen Verbrecher gewiß nicht im entferntesten entsprechend.

Nur die Episode vom Hauptbahnhof in Posen läßt uns die Zukunft in hoffnungsvollerem Lichte erscheinen. Damals glaubte das Volk der Armen, es käme in der Weltgeschichte wirklich ein neues Zeitalter. Seitdem erleben wir aber täglich, wie die Reaktion unerträglich und mit allen Mitteln zur Erneuerung des vergangenen Zustandes tätig ist. Mancher „Volksmann“ bekennt sich heuchlerisch zur Demokratie, ist aber im Innern seiner schwarzen Seele dem monarchistischen Absolutismus ergeben. Mancher geht im Schafskleide der Volksfreundlichkeit umher, würde jedoch im geeigneten Momente seiner volksfeindlichen Volksnatur frei die Zügel schließen lassen. Darum, Volk, halte die Augen offen, damit die Republik das wird, was sie sein soll, ein Freistaat freier Bürger! Denn es könnte leicht geschehen, daß wir sonst eines Tages eine neue Monarchie erleben, trotzdem dieses Staatswesen noch immer den Titel „Republik“ tragen würde. — —

## Ehre dem Bauernstand!

Wer ist's, der uns mit saurem Schweiß,  
Des Leibes Nahrung schafft?  
Wer plagt sich ab mit Müß' und Fleiß  
Und nimmermüder Kraft?  
Wer ist's in jedem ird'schen Land,  
Der's Volk ernährt, erhält?  
Der arbeitsame Bauernstand,  
Der Ehrenstand der Welt!

Wer ist's, den unsre „feine“ Welt  
Als minderwertig schätzt?  
Um wessen Recht ist's schlecht bestellt,  
Wie einstens so noch jetzt?  
Wer hat die Macht in seiner Hand,  
Daß er fürs Recht sie stellt?  
Der unterdrückte Bauernstand,  
Der Ehrenstand der Welt!

Wen hält die Niedertracht im Bann  
Jahrhundertlange Zeit?  
Von wessen Stand zog Mann für Mann  
Für Freiheit einst zum Streit?  
Wer hat des Klerus Macht und Schand'  
Als Feind sich einst gestellt?  
Der unterjochte Bauernstand,  
Der Ehrenstand der Welt!

Und einst, in manchem Bauernkrieg,  
Floß reich der Bauern Blut,  
Der Geistesfreiheit voller Sieg  
War damals höchstes Gut!  
Der Klerus und der Adelfand  
Die Nacht vom Tag erhellte,  
Es focht der kühne Bauernstand  
Als Menschenrecht der Welt!

Laßt, Bauern, eurer Ahnen Eid  
Erneuert jetzt erstehn,  
Daß ihr vereint, gewappnet seid,  
Fürs Recht zum Kampf zu geh'n!  
Daß ihr im freien Vaterland  
Den Acker wohl bestellt,  
Mit freiem Geist und starker Hand  
Als Ehrenstand der Welt.

E. Hübner.

## Das Verhängnis.

So leicht wird gar nichts zum Verhängnis  
Dem Menschen, als ein gutes Herz,  
Zumal wenn Bosheit darauf lauert,  
Mit ihm zu treiben schlechten Scherz.

Das gute Herz kann nicht begreifen,  
Wie's wirklich mit der Welt besteht,  
Und hat durch Schaden es begriffen,  
Dann ist's fast immer schon zu spät!

Das Unglück ist der Lohn der Güte  
Auf dieser Welt, der Ränke voll,  
Denn 's Glück blüht meistens jenem Menschen,  
Der rückwärts los ist, Zoll für Zoll.

Zum eig'nen Vorteil auszunützen  
Die Schwächen and'rer, das versteht  
Nur der, dess' Sinn der eignen Wohlfahrt  
Als Spurentreter vorangeht!

Der findet „Glück“, der in dem Schlechten  
Die Mittel zu dem Ziele sucht,  
Und niemand wird darüber rechten,  
Ob ihm ein gütiger Dummkopf flucht.

Vertrauen wird, wer schlecht, miß brauchen,  
Wo man es ihm entgegenbringt,  
Mit Listen wird er das erreichen,  
Was keinem Ehrlichen gelingt.

Des Lebens harte Schule lehrte  
So manches manchem Mann bisher,  
Darunter auch die bittere Einsicht,  
Daß er trotz Güte, Tugend, Ehr',

Vom Glücke stetig ward gemieden,  
Entgegen manchem Bösewicht,  
Den dank des skrupellosen Handelns,  
Fortuna längst schon zog ans Licht!

E. S.

## Eine Kriegserinnerung.

Der Drückeberger an der Front.  
(Ein nicht einzig dastehendes Selbstgespräch.)

Wehe mir, mir armen Mann,  
Dem kein Mensch mehr helfen kann!  
Sicherheit gibt's keine mehr,  
Tod, Gefahr ist rings umher — — — —

Bin verdammt zu einem Loß,  
Das im Kino zwar famos  
Sich erschaut als Kampfbericht.  
Aber sonst famos ist nicht.

Als ich Kriegsberichte las,  
Weine frank und Rostbeef aß,  
Mir zum teuren Vaterland,  
Nie die rechte Liebe schwand.

Jetzt hingegen ist es toll!  
Ich es auch noch lieben soll?  
Jetzt, da es mit kaltem Blut,  
Grad mein Leben fordern tut?!

Was nach Sturm Verwüstung heißt,  
Das empfindet jetzt mein Geist —  
Seelenangst und Qual und Wut,  
Fühl' ich wahrhaft nur zu gut!

Gibt's denn keine Rektung nicht?  
Halt, ein griech'scher Weiser spricht:  
„Freude dessen Leben ziert,  
Der zum Vorteil simuliert!“

Wahrhaft, wie es mich nur sticht!  
Cholera ist's oder Gift,  
Schwindsucht oder sonst etwas,  
Oder gar der Knochenfraß!

Zur Visite muß ich gleich,  
Daß ich den Transport erreich',  
Der, wie es mir ja gebührt,  
Mich ins Hinterland entföhrt.

Lieg' ich dort erst im Spital,  
Peinigt mich dann keine Qual,  
Und komm' ich gesund heraus,  
Ist vielleicht der Krieg schon aus!

Jedenfalls will frachten ich,  
Daß solch Loß nicht künftig mich  
Um die Daseinsfreude bringt —  
Ob es mir mit Geld gelingt?!

Bin ich wieder Zivilist,  
Dann es etwas anders ist!  
Dann heißt mein Gebot:  
„Mensch, zeig' dich als Patriot!“  
G. Hübner.

## Ein Kriegsbild.

Bevor der Krieg manch schönes Land  
Vernichtete mit rauher Hand,  
Da dachten viele nicht daran,  
Wie's Schicksal setzt den Hobel an. — —

War in Galizien ein Ort,  
Ein Paradies, mit einem Wort,  
Wo auch die Menschen, daseinsfroh,  
Fest glaubten, es blieb immer so.

Mit allem, was das Herz begehrt,  
Ward dort das Volk von Gott besichert,  
Es fehlte nichts zum Glücklichsein,  
So blieb es gleich, jahraus, jahrein.

Die Acker waren fruchtenschwer,  
Die Scheunen wurden niemals leer,  
Das Vieh gedieh in Hof und Haus,  
So blieb es gleich, jahrein, jahraus.

Die Menschen dankten nach Gebühr  
Dem lieben Herrgott auch dafür,  
Besonders jene, deren Gut  
Er nahm in ganz besondere Hut.

Doch allerdings, das sag ich gleich:  
Im Orte gab es arm und reich,  
Und neben guten Menschen war  
Auch groß der Egoisten Schar.

Ein Egoist gewöhnlich kann  
Nicht sein ein gar so armer Mann,  
Da doch sein egoist'scher Sinn  
Mit Zeiten bringet auch Gewinn.

Dem „Egoist“ vom echten Schlag,  
Kein Mitmensch je sein Übel klag',  
Weil andrer Wohlsein, jeder Frist,  
Ihm selbst das größte Übel ist!

Gewöhnlich bricht der Größenwahn  
In solches Menschen Hirn sich Bahn,  
Er hält den Armen jede Stund'  
Noch ärmer als den eig'nen Hund.

So war's in jenem Orte auch  
Bei ganz gewissen Leuten Brauch,  
Sie wähten sich für ew'ge Zeit,  
Geg'n jedes Ungemach gefeit.

Die Zeit verging — es kam ein Tag,  
Der änderte mit einem Schlag  
Der Menschen Einzelpläne schnell:  
Des Krieges Fackel brannte grell!

Zu plötzlich dies Ereignis kam,  
Zu jäh es vieles Hoffen nahm —  
Den Menschen schien es wie ein Traum,  
Sie glaubten an die Wahrheit kaum!

Des Schicksals starre Eisenhand  
Am schwersten aber man empfand  
In jenen Stätten, deren Tor  
Gott Mars zum Einzug sich erkor!

Zu einem Einzug, tierisch, wild,  
Des Nerofums modernstes Bild, —  
Vergang'ner Schrecken Wiederspiel,  
Mit dem Verderben als dem Ziel.

Soldatenblut die Erde frank,  
In's Grab der Männer Blüte sank,  
Doch nicht allein damit genug,  
Noch weiter Mars die Fackel frug!

Was in den Kampfbereichen lag,  
Mußt büßen für den jüngsten Tag,  
Wenn nicht die Flucht vor der Gefahr  
Schon vorher Heil und Rettung war.

Ob Krüppel, Greis, ob Weib, ob Kind,  
Das Schicksal traf sie zu geschwind, —  
Wenn einen Ort, bar jeder Scham,  
Der Feind erst unter's Feuer nahm!

Die ohne Wehr, vom Tod bedroht,  
Durch Feinde, rücksichtslos verroht,  
Verkrochen sich gleich Mäuselein  
In Höhlen, Kellern, im Gestein.

Auch dort ereilte das Geschick  
Manch Menschen noch, mit Kennerblick —  
Zerriss'ne Leiber, Blut, Geschrei,  
War'n im Gefolge stets dabei!

Die Not hob auf den Unterschied,  
Wo solchem Elend's bindend Glied  
Das eine nur vor allem sah:  
Daß Vetter Tod steh' wartend da.

Und gar so mancher Egoist  
Ward jetzt ein wahrer, inniger Christ,  
Und kam zum Glauben, zweifelsfrei,  
Daß er jetzt gleich dem Armsten sei.

Dies war der Fall in jenem Ort,  
Den ich erwähn'; des Glückes Hort,  
Vor noch nicht gar zu langer Zeit,  
Ward dem Verderben er geweiht!

Der Russe brach im Lande ein  
Und bei der Sonne klarem Schein  
Zerschoss in Trümmer er den Ort — —  
Er glaubte Osterreichers dort!

Ob Krüppel, Greis, ob Weib, ob Kind,  
Das Schicksal traf sie zu geschwind —  
In wen'gen Stunden war es aus,  
Befriedigt ging der Tod nach Haus. — —

Er hatte gar zu leiche Beut',  
Denn wehrlos war'n die Opfer heut',  
Nicht wie die andern in der Schlacht,  
Die ihn mit Widerstand bedacht!

Ein Massengrab nahm alle auf,  
Und die es gruben, schrieben d'rauf:  
„Wehrlose Opfer der Gewalt,  
Der Krieg macht auch vor euch nicht halt!“

Im Massengrab war'n alle gleich,  
Ob Egoist, ob arm, ob reich — — —  
Der stumme Hügel aber sprach:  
„Sieh', Menschheit, deine eig'ne Schmach!“  
E. S.

## Die Kettenhändler.

Eine Kriegserinnerung.

Aron Pfefferkorn, von Gnaden  
Goffes ein enthob'ner Mann,  
Ist's, weil er für die „Versorgung“  
Schon „Enormes“ leisten kann.

Isaak Goffesmann, ein Händler,  
Dienet gleichfalls nicht beim Heer,  
Und für seinen schiefen Buckel,  
Danke er dem Schöpfer sehr!

Leiser Bügeleisen aber,  
Großkaufmann, ist glänzend d'ran,  
Denn ihm fehlt das rechte Auge,  
Und sein Kopf ist auch kein Wahn.

Sehr zufrieden mit seinem Lose,  
Ist auch Grünbaum Isidor,  
Denn er schielt auf beiden Augen  
Und hat ein verkrümmtes Ohr.

Alle diese Fehler wurden  
Unvernünftig einst belacht,  
Aber unbezahlbar sind sie  
Jetzt als Schützer vor der Schlacht!

Wer nun nicht im Schützengraben  
Wie ein and'rer kämpfen kann,  
Stellt nach Patriotenfisse  
Hinterland's auch seinen Mann!

Handelt, wie es sich gebühret,  
Mit größtmöglichstem Gewinn,  
Daß in diesen blut'gen Zeiten  
Seiter bleibt sein Bürgersinn.

Trachtet, daß sein Geld sich mehre  
Und nicht lange nutzlos lieg',  
Denn zu diesem einz'gen Zwecke  
Führt der Staat für ihn den Krieg.

Hundert Kronen werden Tausend,  
Diese steigen zur Million  
Und für weitere Vermehrung  
Sorgen Krieg und Herrgott schon!

„Praxis“ allerdings erfordert  
Das Geschäft, weil's sonst nicht „geht“,  
Praxis wie der brave Grünbaum  
Mit den Andern sie versteht!

Beispielsweise kauft Seife  
Grünbaum tausend Kilo ein,  
Die er dann für „bess're“ Zeiten  
Irgendwo verstecket fein.

Etwas nach' nem halben Jahre  
Spricht zum Bügeleisen er:  
„A Geschäft hab' ich, ä feines,  
Kannst verdienen Tausender!“

Bügeleisen kauft die Seife  
Von dem Grünbaum, der „reell“  
Selbst daran zuerst verdient  
Viermal tausend Kronen schnell.

Bügeleisen spekulieret  
Mit der Seife wieder fein:  
Lagert sie in seinem Keller  
Weitere drei Monat' ein.

Dann trägt er die Wunderseife  
Gottmann zum Kaufe an  
Und verdient bei dem Geschäfte  
Sechsmal tausend Kronen dran.

Gottmann sieht in dem Handel  
Weit'ren Segens reichsten Born,  
Denn grad achtmal tausend Kronen  
Gibt ihn mehr der Pfefferkorn!

Pfefferkorn ist ganz gerieben,  
Patriotisch denkt er sich:  
„Laßt da Seif' ä Jahr noch liege',  
Staige wird se riesiglich!“

Langsam aber sicher gehet  
Dieses eine Jahr noch um, —  
Pfefferkorn trägt nun die Seife  
An zum Kauf dem Publikum.

Dringendst braucht das Volk die Seife,  
Deshalb es sich darum rauft  
Und in einem einz'gen Tage  
Ist sie gänzlich aufgekauft.

Pfefferkorn, die Barschaft zählend,  
Frohen Sinn's ins Fäustchen lacht:  
„Grade zwanzigtausend Kronen  
Hab' ich bei da Saif gemacht!“

Achtunddreißigtausend Kronen  
Trug der Seifenhandel ein  
Solcherart durch tät'ges Schachern,  
Diesen Vieren im Verein!

Was „Geschäft“ in Kriegszeit heißet,  
Das erseheth man daraus,  
Daß zweitausend Kronen Grünbaum  
Für die Seife legte aus!

Doch auch andere Artikel  
Trifft das gleiche Erdenlos, —  
Grünbaum und Konjorken kennen  
Ihren eig'nen Vorteil bloß!

Fragt man schließlich einen solchen  
Gauner, wie der Handel geht,  
Dann mit jammervoller Stimme  
Er vertraulich uns gesteht:

„Herr, ich kann es Ihnen schwören,  
Ich steh' knapp vor'm Bankerott  
Und daß ich nicht ganz verhung're,  
Darum bitt' ich täglich Gott!“

Was ich jetzt im Krieg verdiene,  
Reicht kaum für die ärgste Not, —  
Aber gerne tu' ich hungern,  
Denn ich bin ja Patriot!“

Ja, so treiben es manch' Juden  
Durch des Krieges lange Zeit —  
Gleich den werten Artgenossen  
In der lieben Christenheit!

## Wilson.

Versprochen hast Du wahres Recht  
 Den Völkern dieser Erde,  
 Versprochen, daß der Habsucht Knecht  
 Das deutsche Volk nicht werde!  
 Versprochen hast Du, daß Gewalt  
 Die Schwachen nie wird drücken,  
 Daß uns in edelster Gestalt  
 Der Friede wird beglücken!

Dies hat schon Kaiser Nero just  
 Einst einem Volk versprochen  
 Und als er wehrlos es gewußt,  
 Wie Du, das Wort gebrochen!  
 Dem Volk, von Hunger, Elend, Not,  
 Beraubt der letzten Stütze,  
 Diktierst, gleich Nero, Du's Gebot:  
 „Dem Sieger dien' und nütze!“

Dem Nero war ein traurig Loß  
 Zum Schlusse doch beschieden  
 Und Du, des Neros Abbild bloß,  
 Diktierst Dir's durch den „Frieden“!  
 Das deutsche Volk, das nützlich schafft,  
 Wird diese Schmach einst rächen,  
 Es wird mit der Verzweiflung Kraft  
 Die Sklavenketten brechen!

! Sübner.

## Der Grund der Vermehrung.

Mancher macht, ein Amt bekleidend,  
 Drob ein riesig wichtiges Wesen,  
 Und dazu ward protektorisch  
 Er als Esel auserlesen. — — —

Mancher macht, ein Amt bekleidend,  
 Alles, nur nicht was er soll,  
 Und dabei hegt gegen Kluge,  
 Ohne Protektion, er Groß. — — —

Mancher hilft, ein Amt bekleidend,  
 Das ihm Protektion gebar,  
 Eseln protegierend weiter  
 Und so wächst der Esel Schar. — — —

E. S.

## Das größte Opfer.

Eine Kriegserinnerung.

Mann' eine arme greise Frau  
 Drei blühende Söhne ihr Eigen.  
 Die mußten fürs „liebe“ Vaterland  
 Auf's Schlachtfeld zum blutigen Reigen.  
 Als Opfer fielen dort nach der Reih',  
 Wie viele and're, auch diese drei.

Hab' auch eine reiche Frau gekannt,  
 Die nie einen Sohn hat besessen.  
 Zum Ausgleich hat sie der „Kriegswohlfahrt“  
 Drei Tausender zubemessen.  
 Sie ward für dies „Opfer“ nach der Reih'  
 Belobt in Blättern an hundertzwei!

Doch von dem Opfer der Armen hört'  
 Man keine Zeitung berichten,  
 Es waren ja arme Teufel nur  
 Und Opfer geprießener — Pflichten!  
 Da leistet die Presse auf Lob Verzicht —  
 Erzwungene Opfer belobt man nicht!

Entmenschte Wesen, nach eurer Art  
 Habt ihr geopfert für Kriegswohlfahrt!  
 Auf Bällen und sonst in Freud' und Lust,  
 Gabt ihr die „Spenden“ recht selbstbewußt!  
 Ihr gabt sie und triebet dabei noch Scherz,  
 Indessen manch armes Mutterherz,  
 Hungernd und frierend im Kämmerlein,  
 Gemartert von höchster seelischer Pein,  
 Als Spende des Krieges und schrecklichster Not  
 Beweinted des letzten Sohnes Tod!

In Phrasen liegt euer Menschgefühl,  
 In Phrasen liegt euer moralisches Ziel,  
 Ihr schätzt die Opfer nach Bargeld ein,  
 Den Herrgott habt ihr im Kassenschrein!

Ihr kennt den mahnenden Wahrspruch nicht,  
 Der nur aus dem Schmerze Verwaister spricht:  
 „Das größte Opfer auf Erden ist  
 Kein Opfer an Geld und am Gute,  
 Denn unbezahlbar zu jeder Frist  
 Ist jenes vom eigenen Blute!“

E. Sübner.

## Leitspruch für's Volk.

Erst Freiheit der Moral,  
 Dann Gleichheit in den Rechten,  
 Das macht die Rechnung quitt  
 Von Herren und von Knechten!  
 Das Brüderliche bringt  
 Die Zeit auf ihren Schwingen,  
 Wenn Rechtsmoral erringt  
 Die Macht zu allen Dingen!

E. Hübner.

## Arm und reich.

Der Erde Segen, Reichthum, Pracht,  
 Wem hat Gott dieses zgedacht?  
 Dem Fürsten, Grafen und Baron,  
 Dem Rothschild oder Leviſohn?  
 Dem, der mit Wucherſinnen feſt  
 Proſit vom armen Volk erpreßt?  
 Dem, der die Macht im Gelde ſieht,  
 Ins Unglück and're Menſchen zieht?

Fast möcht' ich glauben, daß zum Spott  
 Der Armut dies ſo fügte Gott!  
 Bald fährt mir's aber durch den Sinn:  
 Wie war's beim Welkenanbeginn?  
 Schuf da der liebe Herrgott gleich,  
 Die einen arm, die andern reich?  
 Schuf er nach Rechlichkeit, bewußt,  
 Fürs Unglück jene, die zur Luſt?

Da ſeh' im Geiſt ich Kains Geſtalt,  
 Repräſentierend die Gewalt!  
 Nun gibt ſich die Erklärung ſchnell  
 Für dieſe Unterſchiede grell!  
 Gewalt verſchaffte ſich die Macht,  
 Und dieſe nahm, von Gier entſacht,  
 Beſitz von allem Ird'ſchen gleich,  
 Den Zuſtand ſchaffend: arm und reich.

E. Hübner.

## Der Bauer und der Handwerker.

Mit ä u ß' r e m Glanz und Herrlichkeit  
 Hat Oſt' reich einſt geprahlt,  
 Dem Volke aber jederzeit  
 Mit ſchlechter Münz' bezahlt.  
 Sie ließen ſich's gar wohl ergeh'n,  
 Die hohen und höchſten Herrn,  
 Doch blieben ſie dabei recht ſchön  
 Dem Volke fremd und fern.

Der Bauer und der Handwerker  
 Gaß ihnen nur als Zier,  
 Obwohl der Staat durch ſie gewann  
 Allein an i n n' r e r Zier.  
 Baumeiſter jener „gold'nen“ Zeit  
 War'n beide in dem Staat,  
 Der nie die wahre Ehrlichkeit  
 Geſchätzt, beſohnet hat.

Sie ſchafften, emſ'gen Dienen gleich,  
 Für faule Drohnenbrut,  
 Doch war ſtatt Recht in Oſterreich  
 Die Arbeit nur ihr Gut.  
 Dann kam der Krieg, ſie mußten fort  
 Von Scholle, Heim und Herd,  
 Als S k l a v e n durch Cäſarentwort  
 Zum Kampf um f r e m d e Erd'.

Der eig'nen d e u t ſ c h e n Heimat ging  
 Die Kraft der Fleiß'gen ab,  
 Bis ihr die Not zu ſchauſeln ſing  
 Ein ödes, düſtres Grab!  
 Nun kam für das Cäſarentum  
 Der Tag der Strafe auch;  
 Erniedrigung ſtatt eillen Ruhm,  
 Nach Schickſals altem Brauch. — —

Doch ach, das macht die Schuld nicht gut,  
 Denn Elend herrſcht im Land,  
 Das Volk iſt nur beherrſcht von Wut,  
 Zu wenig vom Verſtand!  
 Es hat ſein Schickſal anvertraut  
 Polit'ſchem Drohnentum,  
 Es hat ſein Haus auf Sand gebaut,  
 Ein Windstoß wirft es um. — —

Wer nicht des Lebens Wahrheit kennt,  
Bringt nie dem Volke Heil!  
Gesellschaftsordnung was man nennt,  
Wie wird sie uns zuteil?  
Nur wer durch Arbeit nützlich schafft,  
Zum Rechten helfen kann:  
Der Sichel und des Hammers Kraft,  
Der Bauer, Handwerksmann!

Emil Hübner.

## An das Gewissen der Gewissenlosen.

Zu dem grauen Mörderhandwerk  
Hat die Habgier uns gezwungen,  
Hat viel hunderttausend Opfer  
Unserm Volke abgerungen!

Draußen fielen Väter, Söhne,  
Gräßlich hauste dort der Tod  
Und im Hinterlande litten  
Weiber, Kinder, bitt're Not!

Uns're Weiber, uns're Kinder,  
Denn die Reichen lebten flott,  
Priesen noch das Massenmorden,  
Aller Menschlichkeit zum Spott!

Stets hat uns nur Not und Jammer  
Unbarmherzig angegrinst  
Und in unserm Elend sahen  
Raubtiermenschen nur Gewinnst!

Hundertausendstimmig schallte  
Wohl der Habgier Fluch auf Fluch,  
Bis sie endlich ward gerichtet  
In der Weltgeschichte Buch.

Jetzt, nach dem Zusammenbruche,  
Waren wir der Ketten frei;  
Jeder, hieß es, könne gehen  
Wo er hergekommen sei.

Und wir strebten müden Schrittes  
Uns'rer alten „Heimat“ zu,  
Hoffend, daß der Staat als Helfer  
Zu erscheinen nun geruh'.

Aber ach, nur taube Ohren,  
Herzen mitleidslos und kalt  
Sanden wir und statt der Hilfe  
Droht uns jetzt wie einst Gewalt.

Ohne die geringsten Mittel,  
Existenz- und obdachlos,  
Sind wir, statt der freien Bürger,  
Freigelassne Sklaven bloß!

Hungern auch „zu Hause“ weiter,  
Wie im Schützengraben just,  
Und die Raubtiermenschen leben  
Ungestraft in Freud' und Lust!

Sollen jubeln, sollen prassen,  
Ihrem Wesen ist's zur Bier,  
Aber uns gebt Brot und Rechte,  
Menschenrechte fordern wir!

Unser ganz bescheidenes Wünschen  
Trachtet nur nach Existenz,  
Trachtet, nach des Krieges Schrecken,  
Nach des neuen Lebens Lenz!

Fleiß'ge, arbeitssame Bürger  
Wollen wir im Freistaat sein,  
Doch wir brauchen auch die Mittel,  
Soll uns dieser Wunsch gedeih'n!

Unser Leben stand im Felde  
Für die Habgier auf dem Spiel!  
Ist da nun als Gegengabe  
Unser Wunsch etwa zu viel?!

Felix Richter, Heimkehrer.

## An die Treuen!

Wer schlicht und recht sein Leben lang  
Der Wahrheit nur tat weihen,  
In dessen Herz, ohn' Fehl und Bang,  
Wird Edles nur gedeihen.  
Die Wahrheit gehet Hand in Hand  
Sei' jeher mit der Treue,  
Vereint mit ihr zu inn'gem Band,  
Erblüht sie stets aufs neue.

Ein wahrer Mensch ein treuer ist,  
Das ist dadurch begründet,  
Daß er sich selbst zum Schaden mißt,  
Eh' er an andern sündet.  
Versagt die Welt ihm seinen Lohn,  
Ist er auch so zufrieden,  
Denn ihm ist als das höchste Gut,  
Sein Rechtsgesühl beschieden.

Der wahre und der treue Mann  
Geht e i n e m Ziel entgegen:  
Das was als Recht er nennen kann,  
Z u s c h ü ß e n allerwegen.  
Ist auch der Feinde Anzahl groß,  
Die seine Art bekriegen,  
Fürs Kampfziel, m e n s c h l i c h, m a k e l l o s,  
Heißt's sterben oder siegen.

Die ihr noch echte Treue kennt,  
Und wahrheitsvolles Wesen,  
Ihr seid, was man noch M ä n n e r nennt,  
Zu Helden auserlesen!  
Mit richt'gem Blick erfasset ihr  
Die Menschen und das Leben,  
Und Geist und Herz als schönste Zier,  
Begeistern euer Streben!

E. S.

## Die Nacht.

„Die Nacht ist keines Menschen Freund,“  
So heißt es, doch ich meine,  
Daß v i e l e n sie als wahrer Freund  
Nach manchem Tag erscheine!  
Nach manchem Tag der Bitternis,  
Der Leiden und der Sorgen,  
Bringt vielen Trost die stille Nacht,  
Trost bis zum nächsten Morgen. — — —

Der Tag mit seiner Unrast zwingt  
Den Menschen in uns nieder,  
Die Nacht, die weihvolle, bringt  
Das Fühlen in uns wieder!  
Besonders wen der Tag enttäuscht  
In seinem besten Hoffen,  
Dem steht zu inn'rer Einkehr dann  
Die Nacht, die stille, offen.

Wie oft hab ich in stiller Nacht  
Dem Schmerz mich hingegeben,  
Wenn mir ein Tag, ein b i t t e r e r Tag,  
Vergällte dieses Leben!  
Daß Ruhe ist der beste Trost,  
Hab ich dann wohl empfunden,  
Denn neues Hoffen fühlte ich  
Nach solchen näch'tgen Stunden.

Und sollt' ich einstens glücklich sein  
Nach schweren Daseinskämpfen,  
Soll meine Freundschaft zu der Nacht  
Kein Strahl der Sonne dämpfen!  
Mein Glück wollt' ich in stiller Nacht  
Noch geistig durchgenießen,  
Daß es durch schöner Träume Pracht  
Mir d o p p e l t würd' erspriesen.

E. Hübner.



Maria Theresia **Wadsat**, geb. **Rappl**, wurde durch Gottes unerforschlichen Ratsschluß nach einer Liebesnacht mit dem stets Gott und dem heiligen Vater ergeben gewesenen Kaiser Franz Josef I. mit einer Senderin zum nichterblichen und nichtlegitimen Mitglied der altherwürdigen Dynastie **Habsburg-Lothringen** eingesetzt und ihr vom reichsten Fürsten der Welt lebenslänglich das größte Elend hinterlassen.  
F. R.



Emil Hübner.

Als höchstes Ziel im Leben  
Gilt mir die Menschlichkeit.  
Ihr ist mein ganzes Streben,  
Mein Leben selbst geweiht!



Franz Rappl.

## Verlangen Sie

sofort eine Probenummer von der dreimal im Monat erscheinenden, demokratischen **Arbeiter-, Bauern- und Gendarmerie-Zeitung**

# Der Freistaat

Wien, IX., Vorschkegasse 18.

Vier Seiten Text, Großformat, keine Volksverdummung, keine Vertuschung von Korruptionen aller Art. — Halbjährig K 25.—, ganzjährig K 50.—.

Das Blatt wird Ihnen beweisen, daß die Unterdrückung und Verklabung der Menschheit nur durch hartnäckige Bekämpfung des Alkoholismus, Alexikalismus, (dieser ist nicht zu verwechseln mit Religion) Militarismus und der Zinsknechtschaft vernichtet und die wahre Freiheit Gleichheit und Brüderlichkeit nur in einer korruptions- und verdummungslosen Gemeinschaft aller nützlich Schaffenden begründet werden kann.